

Illustrierte Frauen-Zeitung

Hest. 12.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hesten
vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 15. Juni 1890.

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4½ M.

XVII. Jahrg.



Im Lenz. Von Peter Baner. — Siehe Seite 95.

Rasend verboten.

Spätes Glück.

Novelle von A. Trinius.

En Staubwedel in der Hand, floßte eine aus braunen, frischen Augen schelmisch und gutmütig dreinblickende Dame in den vierzig Jahren an die nur angelehnte Thür zum Nebenzimmer.

„Herren!“ scholl es scharf und hart aus letzterem. Doch die Anklöpfende verblieb in ihrer Stellung und stieß nur ein klein wenig die Thür weiter auf, um durch den Spalt einen Einblick in den Nebenraum zu gewinnen.

„Herren!“ tönte es noch einmal.

„Guten Morgen, Joko!“

„Guten Morgen!“

„Wie geht's Dir, Joko?“

„Gut, gutt!“

„Hast Du mich nicht mehr lieb?“

„Schaflop!“ schnarrte es. Die Dame lachte.

„Ach, Jotte doch! Nun triegt er auch noch den Husten! Nervenreizung! Soll ic vielleicht mal zum Arzt rennen, Frau Doctor? Der Herr Doctor könnte sich doch wohl erschreden, wenn er den Zustand seines Altesten erführe.“

„Lassen Sie die unziemlichen Bemerkungen sein, Budiken!“

„Es ist jut, Frau Doctor, es ist jut! Es thut mir nur noch weh, daß dieser unglückselige Schrubber irade einen Tag vor dem Geburtstage unseres einzigen Lieblings“ — sie hustete merkwürdig, — „unseres einzigen Lieblings umfallen mußte. „Na, nichts für unjut, Frau Doctor.“ Und sie ging wieder in das Nebenzimmer.

Die Frau Doctor hatte sich von ihrem Stuhle am Bauer erhoben und machte sich nun am Tische zu schaffen. Ein unwilliger Zug lag auf ihrem Antlitz.

„Sonst brav, tüchtig und treu,“ murmelte sie, „nur die versteckten Ansprüchen kann sie nicht lassen. Das gefällt mir gar nicht. Manchmal bin ich ihr ernsthaft böse.“

Sie ließ sich auf dem buntblumigen Sophia nieder und guckte zur Decke empor. Der Papagei schien ein-

„Nun, so küsse mich!“ Ein Schnalzen und Wehen des Schnabels erfolgte.

„Bravo, mein wackerer Joko!“ Und die Lauscherin schritt jetzt herein auf einen riesen-Messing-Bauer zu, aus dem ein gräsergrüner Papagei gelangweilt in die Morgensonne starnte. Sie kraute ihn mit einem Finger auf dem Kopfe. „Nicht wahr, hast gewiß geglaubt, Du seist vergessen? Niemand denkt an Dich, — da nimm!“ Sie reichte ihm ein Stück Zucker hin. Die freundliche Dame rückte einen Stuhl heran, ließ sich nieder und bog den Kopf dicht an die golbig funkelnden Gitterstäbe. „Ja, das schmeckt, was? Nun, 's ist noch mehr da. Für Dich ist Alles da! Und morgen, Joko, morgen, — na, rath' mal, was da ist, Herzenseker? — da ist Dein Geburtstag, wenigstens feiern wir ihn, denn morgen sind es zwanzig Jahre, daß Du in unser Haus kamst. Ja, ja, Joko! Herrchen hat Dich auch abmalen lassen, in Öl, und morgen, — willst Du noch ein Stückchen Zucker? — da friß!“

„Serr gutt, serr gutt!“ schnarrte es mechanisch aus dem Bauer.

Zu diesem Augenblicke krachte es von dem Hinterzimmer gegen die Thür. Dann folgte etwas wie ein gemurmelter Fluch. Der Vogel freischrie auf.

„Sie können sich auch ein bisschen mehr vorheben, Budiken!“

Die Thür öffnete sich ein Stück, und ein derbes, gutmütiges Gesicht, das freilich in diesem Augenblicke etwas wie versteckten Spott wider-spiegelte, ward sichtbar. Es war die mit der Zimmerreinigung beschäftigte Aufwärterin.

„Ich habe mir vorgesehen, Frau Doctor, aber der Schrubber rutschte mir etwas aus der Hand. Es sollte mir leid thun, wenn der junge Herr,“ — sie deutete mit einer Miene tiefster Niedergeschlagenheit auf den Papagei, der bei ihrem Anblick die Federn wütend sträubte, — „sich etwa erschreckt hätte. Entschuldigen Sie nur gütigst, Herr Joko!“ Der Papagei stieß einen gellenden Kampfton aus.

„Ach, Jotte doch! Nun triegt er auch noch den Husten! Nervenreizung! Soll ic vielleicht mal zum Arzt rennen, Frau Doctor? Der Herr Doctor könnte sich doch wohl erschreden, wenn er den Zustand seines Altesten erführe.“

„Lassen Sie die unziemlichen Bemerkungen sein, Budiken!“

„Es ist jut, Frau Doctor, es ist jut! Es thut mir nur noch weh, daß dieser unglückselige Schrubber irade einen Tag vor dem Geburtstage unseres einzigen Lieblings“ — sie hustete merkwürdig, — „unseres einzigen Lieblings umfallen mußte. „Na, nichts für unjut, Frau Doctor.“ Und sie ging wieder in das Nebenzimmer.

Die Frau Doctor hatte sich von ihrem Stuhle am Bauer erhoben und machte sich nun am Tische zu schaffen. Ein unwilliger Zug lag auf ihrem Antlitz.

„Sonst brav, tüchtig und treu,“ murmelte sie, „nur die versteckten Ansprüchen kann sie nicht lassen. Das gefällt mir gar nicht. Manchmal bin ich ihr ernsthaft böse.“

Sie ließ sich auf dem buntblumigen Sophia nieder und guckte zur Decke empor. Der Papagei schien ein-

geschlossen zu sein, und die Aufwärterin hatte jetzt in der abgelegenen Nische zu schaffen. Es war Alles so still ringsum. Kein fröhlicher Kinderlaut, nicht das Trappeln flinker Beinchen, das Durcheinanderpoltern umtollernder Spielsachen, quietschender Trompeten und rasselnder Trommeln. So war's ja freilich immer gewesen, immer, seit zweihundzwanzig Jahren, wo sie dem geliebten Manne die Hand zum Bunde gereicht hatte, mit fröhlichen Blicken in die Zukunft schauend. Und gut war es ihnen allezeit gegangen. Die humoristischen Werke ihres Gatten, die reinvollendeten Satiren seiner Feder, wurden nicht nur gelobt und gelesen, sondern auch gesaust. Dazu kam eigenes Vermögen, das sie beide in den Stand setzte, sorglos die Tage kommen und gehen zu sehen. Ein gewählter Freundeckreis, Reisen allsommertags bald hier-, bald dorthin, sorgten für Unterhaltung, und liehen Geist und Körper neuen Schwung. Und doch, so manchmal, wenn sie allein saß, da überlamb es sie so eigen. Ein stilles, halb unbewußtes Sehnen nach einem nie besessenen und doch wie verlorenen Glück, nach einem Wesen, für das sie sorgen, schaffen, arbeiten könne, rührte ihr Gemüth auf, und dann saß sie wohl mit geschlossenen Augen, und Phantasie und Sehnsucht gauleiteten ihr süße Träume vor die Sinne, durchhallt vom Silbersachen spielender Jugend. Dann war es ihr zuweilen, als täste und krabbel etwas an ihren Knieen empor, weiche, zarte Armbänder legten sich um ihren Hals, und warme, rothschwellige Lippen drückten sich auf die ihren. Und dann schrie der Papagei mit heiserem Tone auf, und Glück, Traum, Alles zerstört in Dunst und Nichts. Da seufzte sie wohl, bis sie endlich aufstand und dem Papagei Abbitte that. „Was kannst Du dafür, Joko, daß nicht Alles so ist, wie wir es einst hofften? That ich Dir Unrecht, Joko? Komm, Du bist und bleibt doch unser einziger Liebling!“ Die Gegenwart behauptete wieder ihr Recht. Vor ihrer unerbittlichen Wahrheit zerstob Alles, was geheimer Wunsch im Traume aufgebaut hatte.

Aber die böse Budiken, weshalb trug sie mit ihren giftigen Pfeilen immer wieder die Stelle, welche bei jeder Berührung leise schmerzte? Weshalb erduldeten man dieses versteckte Angriffssystem nun schon über ein Jahrzehnt? Man brauchte ihr ja nur den Laufschuh zu ertheilen, und ungehindert konnte die liebende Verehrung für den gräsergrünen Papagei ihre Heitgottesdienste feiern? Nun, man hatte schon mehrmals geheimen Kriegsrath gehalten, doch hatte es sich immer wieder herausgestellt, daß eine Entlassung der Alten unmöglich sei. Wie der Papagei, die Bücherregale, die Büsten, Bilder und Zeitungsballen des Hausherrn, so gehörte auch die Budiken mit in den Rahmen dieser Häuslichkeit, in welcher das Leben vom Morgen bis zum Abend in stiller, gleichförmiger Eintönigkeit seit vielen Jahren vorüberzog.

Die Frau Doctor wurde durch ein Geräusch an der Corridorthür aus ihrem Sinnen aufgerüttelt. Gleich darauf näherte sich ein Männertritt durch das Studirzimmer dem Stübchen, in welchem die freundliche Frau neben dem Papagei auf dem Sophia saß.

„Guten Morgen, Joko!“

„Guten Morgen!“

Den goldenen Klemmer auf der Nase, trat der Doctor herein, eine etwas nervöse Erscheinung, mit lang bis zu den Schultern herabwallendem, vollem blonden Haar.

Nachdem er den Papagei gesiebt, näherte er sich der Frau.

„Nun, so träumerisch, meine Liebe?“ Er reichte ihr zwei langausgestreckte weiße Finger. „Kein Geldbrieftäger hier gewesen? O, diese Philister! Auf dem Bauche liegen sie vor Lachen, wenn ich ihnen als Spottdrohne etwas vorzeige, aber wenn's zum Bücherkauf kommt, dann bekommen sie Schüttelfrost. Was, Joko?“

„Nanu aber 'raus!“ schnarrte es melancholisch.

„Sei nicht undankbar, Ludwig, ich meine, Du könneß Dich noch nicht beklagen.“

„War auch nicht so schlimm gemeint. Ist die ehrsame Wittib, die Budiken, noch hier?“

Die Frau nickte. Der Doctor drückte auf einen Knopf an der Wand, dann ließ er sich auf einem Stuhle am Sophatische nieder. Gleich darauf öffnete sich die Thür, und die Aufwärterin erschien.

"Budiden, Sie können mal etwas Wasser bringen!" sagte der Doctor.

"Zum warm oder heiß?"

"Aber, beste Budiden, bei der Hitze!"

Die Aufwärterin wandte sich an die Frau.

"Haben Sie ihm schon in den Hals geschenkt?" fragte sie, "einen Kaffeelöffel nehmen und dann 'A' sagen lassen. Das ist immer der Anfang."

Über das Antlitz der Frau Doctor lief wieder ein Wölkchen des Unwillens.

"Mein Mann," erwiderte sie, "hat Durst. Bringt sie gleich die angekündigte Rothweinsflasche mit."

"Ah so, —" die Alte zwinkerte voll Niedertracht mit den Augen und zog die Mundwinkel spitz aus einander, — "ich dachte, es handelte sich um den Herrn Sohn. Nu, das ist mir lieb, daß der Zustand des Herrn Joko zu keiner ernsten Besorgung Anlaß siebt. Gott, 's ist ja auch unser einziger Liebling!"

"Budiden!" rief der Doctor. Doch die Alte war schon hinaus.

"Was hat denn die 'mal wieder,' wandte sich jetzt der Doctor an seine Frau. "Sie fühlt sich zu sicher hier. Ihr Übermuth schießt wie Salat in's Kraut!"

"Leider, lieber Ludwig!" die Frau Doctor seufzte.

"Warte nur, —" der Doctor brach ab, da eben die Aufwärterin mit dem Gewünschten hereintrat. Er lehnte sich weit zurück gegen die Lehne, faltete die Hände leicht im Schoße und sah die geschäftig den Trakt zurechtmachende alte Dienerin steif an.

"So, Herr Doctor!" Sie schob ihm das Glas mit der röthlichen Mischung hin. "Wohl bekom'm's!"

Der Doctor rührte sich nicht in seiner Stellung. Unverwandt hielt er seinen Blick auf sie gerichtet. "Also 'A' sagen, Budiden, war's nicht so? Und dazu einen Kaffeelöffel?"

Die Alte sah sich über die Augen, blickte mit erhöhter Wehmuth zum Vogelbauer hinüber und sagte dann niedergeschlagenen Auges: "Es war ja nur ein Vorschlag, Herr Doctor, weil mir so bänglich um den Herrn Joko um's Herz war. Aber nu is er ja wieder fidel und beißt nach mir, der süße Liebling!" Sie hustete und wandte sich um, ihr Lächeln zu verborgen.

"Budiden!" sagte jetzt der Doctor ernst, "ich habe Sie immer für eine vernünftige und gute Frau gehalten."

"Sehr schmeichelhaft, Herr Doctor!"

"Warten Sie ab, ich bin noch nicht fertig. Ich sehe leider aber mit Bedauern, daß ich mich schäflich in Ihnen getäuscht habe."

"Irthum, Herr Doctor!"

"Sie sind ein Ungeheuer, Budiden!"

"Herr Doctor, das —"

"Ich sage, ein Ungeheuer. Und dabei bleibe ich. Ich habe Sie erkannt. Nebenbei aber fröhlt Sie der Reid auf, wenn man anderen Nebenmenschen Liebes —"

"Herr Joko etwa?"

"Lassen Sie Ihre überflüssigen Witze! Zehn Jahre haben wir Ihre Niedertracht ertragen, aber ich muß sagen, noch einmal so lange überlebe ich nicht. Sie haben kein Herz, kein Gemüth —"

"Herr Doctor!" Es stieg roth in dem Gesicht der Alten auf.

"Sie können nur für sich selbst sorgen. Und das nenn' ich lieblos!"

"Herr Doctor, — das, — das ist nicht wahr. Ich habe sieben Kinder —"

"Unglückszahl, böse Sieben!"

"Das ist eine Sünde, Herr Doctor, sag' ich nur. Für einen solchen verwöhnten grünen Prinzen, wie der da im Käfig, der nur kräzt, beißt, frisht, schläft, freischt und eingelerntes Zeug ohne Sinn und Verstand nachschwätz, da habe ich kein Herz allerdings, wie Sie es wünschen, Herr Doctor und Frau Doctorin. Aber ich habe sieben Kinder und habe sie seit neun Jahren allein ernährt, in Ehren und ohne Schulden, Herr Doctor, und immer satt gemacht, wenn auch ohne Zucker, wie den Herrn Joko, und sind tüchtige Jungen und brave Mädchen geworden, und Alles von meiner Hände Arbeit. Darauf bin ich stolz, und darum sag' ich. Sie thun mir Unrecht, und ich weiß nicht, wer ein früheres Herz hat, der es sich am Munde abdarbte, damit die Rangen nicht mit knurrendem Magen in das Bett gingen, oder der nur für einen solchen grünen Zelbschnabel zu jagen hat. Darum kann ich das Gethue mit dem Klugschnäßer nicht leiden, wenn ich sehe, wie bei anderen Leuten hinten im Hause die Armut sitzt und der Hunger oftwohnt, während solcher Nichtsthuere am liebsten in Sammet und Seide gekleidet würde. Und wenn der janze Trunewald voll solcher Papageien schwirrt, ein Kind mit zappelnden Arschchen und lachenden Guden ist zehntausendmal mehr wert. So, — nun is es 'raus. Und nun kündigen Sie mir. Sie haben mir beleidigt, und da muß ich mir verantworten. Ueberlegen Sie es

sich also, ob die alte Budiden soll von draußen die Thür zumachen. Ich befind' mir in der Küche, wenn Sie mir kündigen wollen!"

Ohne eine Antwort abzuwarten, schritt die tief erregte Frau hinaus.

"Gut gebrüllt, Löwe!" lachte der Doctor. Doch das Lachen fand kein Echo. Die Frau Doctor sah still und leicht erröthet vor sich hin, vergeblich eine Bewegung niederkämpfend.

"Du hast sie zu scharf angelassen, Ludwig!" sagte sie leise.

"Aber Frau, das war ja doch halber Scherz von mir!"

Immerhin, der Budiden hat's schon längst das Herz abgedrückt. Nun hat sie ihrer Galle Lust gemacht.

"Als ob das etwas hier ändern könnte!"

Der Doctor sah seine Frau an. "So elegisch, meine Liebe?" Er sah nach ihrer Hand, die sie ihm willenlos überließ. Aber plötzlich riß sie sich los, sprang auf und eilte in das Arbeitszimmer des Gatten, die Thür fest hinter sich zulindeln.

"Nette Geschichte!" polterte der Doctor. "Hanni lacht und Hanni weint. Denn ich bin fest überzeugt, daß das Ungeheuer von Budiden jetzt in der Küche das allerglänzendste Triumphgesicht ausgezeigt hat, während nebenan, — na, sie wird doch nicht?" Er ging zur Thür und klinke. Sie war verschlossen. Er klopfte, keine Antwort. "Da haben wir's," brummte er, "Regen noch dem Sturme!" Er bog das Gesicht zum Schlüsselloch. "Frauchen, mach' auf!" Umsonst, nichts regte sich. "Uebel angebrachter Heroismus, sie verbirgt ihre Thränen vor mir. Das alles wegen der glänzenden Rede dieses besenführenden Ungeheuers. Heiliger Schopenhauer! Bergie mir, wenn mich manchmal Zweifel an deinen goldenen Worten und Lehren zwicken. Die alte Geschichte. Weib bleibt Weib." In diesem Augenblide schritt er etwas hart an dem Käfige vorüber, daß sein Ärmel das Gitter streifte. Da fühlte er sich trallend gepackt. Der Papagei hielt ihn fest. Es sollte eine Lieblosung bedeuten.

"Läßt los, fauler Tage — —!" wetterte er ärgerlich, schlug sich aber gleich selbst auf den Mund. "Hoffentlich hat's Frauchen nicht gehört. Wahrhaftig, ich bin selbst ganz aufgeregzt. Wie sagte sie? Grüner Zelbschnabel? Nicht übel! Um dieses Wortes willen, Budiden, sei dir noch einmal vergeben, denn darin erblicke ich mit Stolz ein gewisses Anempfinden meiner eigenen Geistesfähigkeit." Er durchschritt das Hinterzimmer und trat in die Küche, wo die Aufwärterin ruhig und gelassen Messer und Gabeln blank putzte. Sie wandte sich auch nicht um, als er eintrat, sondern fuhr in ihrer Beschäftigung fort.

"Na, fleißig, Budiden?" Keine Antwort.

"Hm, hm!" nickte der Doctor. "Alle Unterhandlungen sind abgebrochen, die Schiffe hinter ihr verbrannt!" Er lächelte, dann fuhr er fort:

"Budiden, ich bleibe dabei, Sie sind ein Ungeheuer." Die Alte begann lebhafter auf dem Fußbrett zu wehen. "Im Uebrigen aber, auf Ihre so freundliche Erwiderung noch einmal zurückzutommen, so finde ich zwar sieben Kinder etwas viel, trotzdem aber erkläre ich Sie für einen Ehrenmann, der sich bis heute brav hat durch das Leben geschlagen. Sind Sie zufrieden?"

"Und Ihre Kündigung, Herr Doctor?"

"Die wollen wir uns noch einmal reislich überlegen, Budiden."

"Es is gut, Herr Doctor."

"Was aber Ihre bitterbösen Witze anbelangt, so —"

"Werden von jetzt ab verschluckt, Herr Doctor!"

"Guten Appetit dazu! Uebrigens vergessen Sie nicht, heute Abend das Laubgewinde für den Bauer zu holen. Joko hat morgen Geburtstag."

"Wie Sie befahlen, Herr Doctor!" Sie drückte am Halse, als säße da eine Gräte fest. Aber sie bezwang sich doch, und so störte kein neues bissiges Wort die eben vollzogene Friedensfeier.

"Vergessen Sie auch die Lichter nicht für den Geburtstagstisch!"

"Sehr wohl, Herr Doctor!" Sie rieb das Messer auf dem Brette mit einer Heftigkeit, als stände der Feind bereit vor der Thür. Erst als der Doctor die Küche wieder verlassen hatte, hielt sie inne, schüttelte das Haupt und zuckte in unverhohlenem Bedauern hoch die Schultern empor.

Am anderen Morgen vollzog sich eine eigenthümliche Feierlichkeit im Hause des Schriftstellers Dr. Kampfzahn. Schon am Abend vorher war der Käfig des verhältniswerten grünen Prinzen mit Laubgewinden sinnig geschmückt worden. Man hatte die Dunkelheit abgewartet, um dem Liebling dadurch für den nächsten Morgen eine Überraschung zu bereiten. Und nun war dieser Morgen gekommen. Die Spannung des Jubilars noch zu steigern, hatte man diesmal, entgegen der alten Gewohnheit, es vermieden, den von ihm bewohnten Raum vorher zu betreten.

"Paß auf, meine Liebe, die Wirkung wird dann doppelt sein!" hatte der Doctor gesagt, und sein fügsam Ehegemahl hatte bestimmt das Haupt dazu bewegt.

Nun war man im Arbeitszimmer des Hausherrn beschäftigt, den Geburtstagstisch für den Jubilar herzurichten. Als Hauptstück prangte darauf das wohlgetroffene Counterfei des Papageis, von hübschem Goldrahmen umschlossen und schräg gegen einen Stoß alter Wörterbücher gelehnt. Vor diesem Bilde baute sich eine kunstvoll hergestellte Pyramide aus Würzelzucker auf. Blumen umgaben den Tisch, auf dem außerdem noch, den Festglanz zu erhöhen, zwanzig schlank aufstrebende Wachslichter sich um ein hohes Lebenslicht vertrauensvoll scharten. Der Gesamteindruck war wirklich ein herzbewegender, und so stand denn auch der Herr Doctor, was sonst eigentlich nicht seine Art war, mit gefalteten Händen vor diesem Altar, und sein humoristisches Gesicht lämpste sichtlich gegen ein aufwallendes, rührendes Empfinden. Er fuhr erst aus seinen Sinnen auf, als das Geschrei des Vogels nebenan immer wilder und kreischender sich geltend mache.

"Er wird ungeduldig, Frauchen! Komm, faß an, wir dürfen ihm doch die Geburtstagssstimme nicht verderben!"

Die beiden Gatten hoben den Tisch auf und trugen ihn vorsichtig bis zur Thür. Da setzten sie ihn nieder. Der Doctor öffnete leise die Thür, riegelte vorsichtig den anderen Flügel auch auf und dann klopfte er, in fröhlicher Lust sich des Kommanden freudend.

"Herrein!" schnarrte es, doch nicht im Tone herzlichen Willommens. Eine höchst ungemütliche Seelenstimmung zitterte durch diesen Ruf.

Nun stieß der Doctor beide Thürflügel auf, der Tisch ward wieder aufgehoben und man trat gemessenen Schrittes in den Festraum, während der Doctor vergnügt den Einzugsmarsch der Gäste aus "Tannhäuser" pfiff. Am Bauer angelangt, setzte man den Tisch nieder.

"Zwanzig Jahre, Joko," so begann der Doctor, "sind heute vergangen, — — doch er kam nicht weiter.

"'s ist doch aber zu traurig!" rief betrübt und böse die Frau Doctor aus, "sieh' doch nur, was Joko angerichtet hat!"

Der Doctor unterbrach seinen Freihymnus. In der That, ein Anblick wildester Verwüstung bot sich den beiden Gatten dar. Der süße Liebling hatte bei einbrechender Tageshelle den Kampf gegen das sinnige Laubgewinde eröffnet und war denn auch Sieger geblieben. Am Boden zerstreut, zerrissen, zerhakt und breit gequetscht, lagen Blätter und Blumen, nur Fadenreste wehten noch wie Trauerwimpel vom Bauer nieder. Und wie hübsch hatte man sich dies alles schon seit Wochen doch ausgemalt!

"Frauchen!" sagte endlich der Doctor, "nachdem er einige Augenblide durch den vergoldeten Klemmer das mit Blumenleichen bedeckte Schlachtfeld eingehend betrachtet hatte, "Frauchen, seien wir vernünftig und einsichtsvoll. Thier bleibt schließlich doch immer Thier! Und wir waren etwas voreilig! Heute Morgen wäre auch noch Zeit genug für die Ausschmückung des Bauers gewesen!" Er wandte sich wieder zu dem Jubilar. "Joko, um es kurz zu machen: Wie Sonne und Regen, so wechseln auch gute und böse Tage. Wir gedenken heute nur der guten, die Du uns schenkest, und so nimm denn als Festgabe diesen wahrhaft königlichen Aufbau. Verdorb Dir nicht den Magen am Zucker und unterdrücke jedes Gefühl des Stolzes, so oft Du Dein Bildnis schaust."

"Unsinn!" kreischte der Jubilar und begann die Flügel zu schlagen, als er sein getreues Ebenbild jetzt entdeckte.

Eben als die Frau Doctor ihren Glückwunsch anbringen wollte, klingelte es. "Ich werde aufmachen, Ludwig!" Und sie eilte von dannen. Bald darauf rief sie: "Ludwig, der Geldbriesträger!"

"Aha!" Der Doctor verließ jetzt ebenfalls das Zimmer. Der Briefträger schickte sich eben an zu gehen, als ein Kollern und Kreischen aus dem Feststübchen tönte, untermischt mit wütendem Flügelschlag, Krähen und Haken. Voll banger Ahnung stürzten die Ehegatten gemeinsam hinein. Ein nervenverschüchternder Anblick bot sich ihnen dar. Der Papagei hatte nach dem Zucker gehakt, da war die Pyramide eingestürzt und zum Theil auf die Diele gepolstert. Das Delbild aber war in's Rutschen gekommen, hatte einige Lichter mit fortgezogen, deren Flämmchen nun gierig an dem blanken Goldrahmen lebten. Joko aber, voll teuflischer Bosheit und von giftigstem Neide gegen den vermeintlichen Nebenbuhler erfaßt, hatte seine rechte Krallen tief in die Leinwand geschlagen und zog und zerrte nun unter Kreischen und Augenverdrehen fegeweis dem Gegner die gemalten Federn vom Leibe. Die Frau Doctor stieß einen Schrei aus und fiel auf dem nächsten Stuhle nieder, während der Doctor voll Geistesgegenwart erst die Flämmchen der Wachslaterzen auslöschte und dann den ganzen Feststisch aufhob und seitwärts stellte.

"Nanu?" schimpfte es aus dem Bauer. "Das überleb' ich nicht!" schluchzte die Frau. Sie drückte ihr Taschentuch gegen die Augen.

Der Doctor biß die Zähne zusammen und schwieg.

Dann ging er mit starken Schritten im Zimmer auf und ab.

„Das schöne Fest! Und wie freuten wir uns darauf!“ jammerte leise die tief betrühte Frau. Nun hielt der Doctor inne. Noch eine kleine Pause, dann sagte er:

„Frauchen, am Geschehenen läßt sich nichts ändern. Ich muß die Budiken rufen, daß sie hier den Fußboden reinigt. Th' mir den Gefallen und gehe in mein Zimmer, damit Du Dich nicht verräthst. Das Ungeheuer soll sich nicht an Deinem erhabenen Schmerze weiden.“ Er nahm die Frau sanft bei der Hand, küßte sie auf die Stirn und geleitete sie in den Nebenraum, dessen Thür er schloß. Zurückgelehrt, ergriff er das jämmerlich zersechte Conterfei des rebellischen Jubilars, öffnete einen Kommodenkasten und warf es mit einem halb unterdrückten Fluch hinein. Dann klingelte er.

„Sie wünschen, Herr Doctor?“ Die Budiken stand auf der Thürschwelle und starnte mit heller Freude auf den Wurm am Boden.

Der Doctor war an das Fenster getreten und trommelte nervös gegen die Scheiben. „Wir haben da Unglück mit dem Tische gehabt — —“

„So jo!“ pflichtete mitleidig die Alte bei. „Der arme Jodo!“

Der Doctor wandte sich um und hielt seine Blöße fest auf sie gerichtet.

„Wie meinten Sie?“

„Ich, Herr Doctor? Du lieber Gott, was kann unsreins meinen!“

„Reinigen Sie den Fußboden! Das Grüne werfen Sie meinthe wegen in's Feuer und den Zauber — —“

„In den Käfig?“ — Der Doctor sah sie wieder forschend an.

„Warten Sie's doch ab! Der kommt in den Zuckertosten!“

„So — so! Ich dachte, weil heute Herr — —“ Sie kam nicht weiter. Mit ausgefretter Rechten wies der Doctor nach der Thür zum Hinterzimmer.

„Ganz, wie Sie befahlen, Herr Doctor!“ Ihre Gestalt sank unterwürfig zusammen, doch als der Doctor ihr den Rücken wieder wandte, nahm sie den Handbecken und fuhr mit scharfem Rude über die Gitterstäbe des Bauers, daß das Geburtstagkind wührend und kreischend aufzitterte.

„Armer Jodo!“ sagte sie in erklünstler Wehmuth und verließ rasch die Stube, um nicht noch einmal den bohrenden Blicken des Hausherrn begegnen zu müssen.

Der so fröhlich geplante Geburtstag des grünen Unholdes verlor in ziemlich bewölter Stimmung. Der böse Vorfall am Morgen hatte gleichsam den Grundton für den ganzen Tag angegeben. Thrönen hier, Verwünschungen dort und in der Küche eine leider nicht wegzuleugnende Schadenfreude. Schließlich hatte der Doctor zu Hut und Stock gegriffen und war bald nach dem Mittagessen, das ziemlich einsilbig verzehrt wurde, fortgegangen, „nach der Redaktion“, wie er schönen Blickes sagte, in Wahrheit aber, um im Thiergarten oder irgend einem hübschen Kaffeegarten seine gereizte Laune abzuschütteln.

Bergeglich hatte die einsame Frau Doctor auf die Rücklehr des Gatten gehofft. So war der Abend herangebrochen. Auf der Straße begannen die ersten Vaternen aufzusackern, in den traulichen Räumen selbst herrschte noch Dämmerlicht. Die Frau Doctor liebte solches. Es entsprach ihrer weichen Gemüthsart und that ihr wohl. Auch heute saß sie wieder am breiten Fenster der Hinterstube und blickte zum dunkelnden Himmel auf, an dem bereits die ersten Sterne heraufragten. Wie oft auch der Papagei durch gellende Ruhe sich bemerkbar machte, sie schien es völlig zu überhören. Die Budiken, die allabendlich noch einmal für ein Stündchen erschien, war zum Boden hinaufgestiegen, um Feuerung für den nächsten Tag zu holen. Leise tickte die Uhr über dem Sopha. Da auf einmal horchte die einsame Frau auf. An der Küchentür begann es zu stoßen und zu klopfen. Dazwischen die Stimme der Aufwärterin und endlich heftiges Ziehen an der Glocke. Und dann, — — ja, was war denn das? Die Frau Doctor sprang auf und eilte hinaus.

„Machen Sie auf, machen Sie auf, Frau Doctor!“ so lang es erregt vom hinteren Treppenflur, und da zwischen wieder ein eigenthümlicher, weinerlich-dünner Ton. Die Frau riß die Thür auf.

„Was gibts? Was ist denn los?“

„Herrjott, Frau Doctor! Erst 'mal Licht, Licht! Nee, so etwas! Das ist Jottes Fügung! Ach, Du liebe Zeit, mir zittern die Kniee, so habe ich mir erschrocken. So, — so, — nun wird's hell, — und nun hinein in die Stube.“ Sie hielt ein längliches Bündel noch immer fest gegen die Brust gedrückt.

Nun stand man drin in der Stube, und da legte sie ihre Last auf den Tisch nieder.

„Denken Sie sich nur meinen Schreck! Als ich eben die Bodentür ausschließen will, hör' ich's neben mir erst leise weinen und dann wieder still auslachen. Und nun fasse ich zur Erde und da, — da finde ich dies

kleine Menschenkind.“ Sie schlug die Hölle aus einander. Ein rosiges, lächelndes Kindergesicht strahlte beiden Frauen entgegen.

„Ach Jodo, Frau Doctor, das ist Fügung von oben, dabei bleibe ich. Sehen Sie doch nur, wie das mit den Händchen stampft? J, Du süßes, armes, kleines Wurm! Hast keinen Vater, keine Mutter mehr, hast keinen Namen und keine Heimath. Nu, sehen Sie nur, wie das lacht.“ Die Alte beugte sich nieder und kostete den Kindling.

Dann aber begann die Alte das Kindchen aufzuwickeln. „Kein Zeichen in der Wäsche, kein Bettelchen beigelegt!“ rief sie. „Armes Wurm, so hat man Dich hinausgestossen in die böse Welt. Wer weiß, was dann Deine Mutter gehabt hat. Dein Leben war ihr vielleicht mehr werth, als ihr eigenes, und nun ist sie, — mag's gar nicht ausdenken! Sehn Sie doch nur Frau Doctor, jetzt streckt es die Händchen nach Ihnen aus. Ach, Jodo, wie rührend! Und Alles so sauber!...“ Sie hielt in ihrem Neststrom inne.

Die Frau Doctor hatte bisher unverwandt ihre Augen auf den Säugling gerichtet, nun, wie unter einer plötzlichen Eingebung, ergriff sie den Kleinen und hielt ihn in ihren Armen.

„Frau Doctor, jetzt müßte der Herr das sehen!“ lachte freudig die Alte.

„Was denn, Budiken?“ ertönte hinter ihr die Stimme des Hausherrn, dessen Kommen man gänzlich überhört hatte. „Was soll ich sehen?“ Er trat an den Tisch heran, und als er nun seine eigene Frau, den Säugling im Arme, erblickte, da verschwand Spott und Neid aus seinen Zügen, und betroffen starzte er auf das völlig unerwartete, rührende und ihn seltsam anmutende Bild. Und dann beugte er sich nieder und küßte seine Frau auf die weiße Stirn. Damit schien aber der Zauber gebrochen zu sein. Denn jetzt setzte er sich den goldenen Zwicker auf die Nase, guckte die Budiken an und sagte:

„Hören Sie 'mal, Budiken, der Klappertorch scheint sich diesmal im Schornstein geirrt zu haben, oder, — sollte das Ihr allerjüngster Sprößling sein?“

„Herr Doctor, ich muß denn doch bitten, — —?“

„Nu, was soll uns denn der herrliche Jungling?“

„Ich fand ihn eben auf der Bodentreppe, und da brachte ich ihn zuerst hier herunter.“

„Und was dann? Hier ist doch kein Asyl?“

„Sollen ihn ja auch gar nicht behalten. 's war man blos die erste Aufregung. Ich werde schon ein paar arme Leute ausfindig machen, die sich des unglückseligen Wurmes annehmen. Und wenn ich Niemand finde, dann nehme ich Dich, Du lieber, kleiner Kerl.“

„Die Budiken hat Recht,“ warf jetzt die Frau Doctor ein. „Der Kleine verlangt sein Recht. Und da er weder Vater noch Mutter hat, so ist es Christenpflicht für Jeden, ihm hilfreich beizutragen. Ich werde in der Küche etwas Milch wärmen, Sie, Budiken, nehmen aus dem untersten Fach des Wäschekrankes altes Linnenzeug und befreien den armen kleinen Mann aus seiner Lage.“ Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer, und bald hörte man sie in der Küche emsig hantiren. Nach einer Weile trat sie wieder in's Zimmer.

„So!“ sagte sie, „das wird für den Hunger genügen, Budiken, Sie können hernach noch etwas Milch holen.“

„Schön, Frau Doctor!“ Mit stillem Lächeln legte die gütige Hausfrau dem Gatten das Kind in die Arme. „Sieh 'mal an, Ludwig,“ sagte sie, „wie hübsch Dir das zu Gesicht steht!“

„Geschmadsjache!“ erwiderte er und atmete auf, als die Alte ihm den Kleinen wieder aus den Armen nahm, auf das Linnenbettete und ihn hübsch mollig einwickelte. Dann gab sie ihn der Frau Doctor in den Arm, worauf man das mühselige Werk begann, mit dem Löffelchen das hungrige Kind zu füttern.

„Bringen Sie nur gleich eine richtige Flasche mit,“ sagte die Frau Doctor, und die alte Aufwärterin nickte begeistigt, fing noch einen durchbohrenden Blick des Hausherrn auf und verschwand dann gehorsam.

Nun waren die Gatten allein mit dem Kindling. Ein eigenes Gefühl hatte sich Beider bemächtigt. Die Hausfrau war vollauf mit dem Nähren des Säuglings beschäftigt. Freundlich hafsten ihre brauen Augen auf dem Kleinen, und immer heller schimmerte es daraus hervor. Und als der Kindling durch ein gesundes Lächeln seinen Dank aussprach, da zog sie ihn auf einmal heftig zu sich empor und küßte ihn heiß und lange.

In aufsteimender Freude genossen die beiden Gatten in einem nie empfundenen Entzücken das erste fröhliche Regen einer Kinderseele.

„Und gerade heute! 's ist merkwürdig!“ sagte leise der Doctor.

„Die Budiken sagte: das ist eine Fügung Gottes!“ erwiderte die Frau, ohne aufzublicken.

„So!“ Es ward wieder still im Raume. Auf einmal fühlte der Doctor seine Hand erfaßt.

Ein glühendes Roth hatte sich auf das Antlitz der Gattin gelegt.

„Ludwig!“ flüsterte sie leise, „vielleicht ist's wirklich eine Fügung von oben?“

Er schwieg.

„So sprich doch ein Wort, liebster Mann!“

„Ich?“ Der Doctor sah in die Luft. Es kämpfte etwas in ihm. In diesem Augenblicke erscholl das Kreischen des Papageis doppelt grell in diese heilige Stille, in welcher zwei alt gewordene Menschenherzen heimlich über die Zukunft eines heimatlosen Wesens Wünsche und Gedanken abwägten.

„Entsetzlicher Ton, den dieser Jodo seit einiger Zeit sich angewöhnt hat,“ rief der Doctor unwillig. Er sprang auf und schloß die Thür nach dem Boderzimmer. Als er sich wieder niederließ, begegnete er den Blicken seiner Frau. Bitte und Sehnsucht leuchteten im tiefsten Glanze ihres Auges entgegen. Da beugte sich der Mann zu ihr nieder und küßte sie auf den Mund. Er hatte sie verstanden.

„Wenn es Dein Wunsch ist, mir soll es recht sein,“ sprach er leise.

Feucht schimmerte es in ihren Augen auf. Dann blickten beide auf das Kindlein nieder. Ein neues Wunder war geschehen. Mit geschlossenen Augen, warm atmend, das Köpfchen dicht an die Brust der Frau gelehnt, so lag der Kindling süß schlummernd, als hätte er ein Mutterherz gefunden.

Minuten vergingen so. Keines wagte das Schweigen zu unterbrechen. Eine Heimath hatte das Kind gefunden, und leise schwang sich sein schlüsselnder Engel nun wieder hinauf, von wo er gekommen.

Endlich ward die Küchentür aufgeschlossen, und gleich daraus trat die alte Aufwärterin mit Flasche, Pfropfen und Milchtopf in das Zimmer.

„Pst, pst!“ machte der Doctor und legte den Finger an den Mund. Doch die Alte schien es zu überhören.

„So,“ sagte sie, „hier ist das Gewünschte, und für das arme Wurm habe ich auch ein Unterkommen.“

„Wollen Sie ruhig sein!“ warnte der Doctor.

„Hab' ich auch ein Unterkommen. Der arme Postschaffner, Hos drei Treppen links, will es annehmen.“

„Zum Luckuck, haben Sie denn gar kein Gefühl in der Brust?“ brauste jetzt der Doctor auf. „Sie sehen doch, der kleine Kerl schlafst. Aber nein, absolut kein Verständniß für so etwas! 's ist zu merkwürdig!“

„Herr Doctor, ich muß Sie doch aufmerksam machen, daß ich sieben Kinder groß gezogen habe.“

„Schon gut, schon gut! Dieses werden Sie nicht! Zum Luckuck, schaffen Sie den Papagei aus der Stube, meinetwegen vorläufig in mein Arbeitszimmer, hinten in der Ecke, wo die Zeitungsballen liegen. 's ist nicht mehr zum Aushalten mit diesem boshaften Kerl.“

„Aber, Herr Doctor!“

„Reizen Sie mich nicht auch noch heute, ich bin gerade in der besten Stimmung. Dies Kind bleibt hier, und damit basta.“

Sprachlos, als schaue sie Gespenster, starrte die Alte bald den Doctor, bald seine Frau an. Fröhlichen Auges blieb die Frau Doctor auf, nickte der alten Dienerin zu, senkte dann wieder die Augen zu dem schlafenden Kleinen.

„Und nun gehen Sie rasch hinüber zu dem Postschaffner und sagen Sie ihm, er sollte sich wo anders um Einquartierung bemühen,“ brauste der Doctor in erkünsteltem Zorn auf.

Die alte Aufwärterin schllich stumm hinaus. Als sie in der Küche allein war, hob sie die Schürze zum Gesicht und trocknete sich die hervorquellenden Thränen ab. „Ich hab's ja gesagt, Jottes Fügung! Und nu haben die da drinnen auch noch ihr spätes Glück gefunden. Und nu wird auch Alles anders werden, und der Herr Jodo, — —“ sie kam nicht weiter.

Leise hatte der Doctor die Stubentür aufgellckt und schllich nun auf den Fußspitzen in die Küche.

„Budiken!“

„Wat denn, Herr Doctor?“

„Wir bleiben doch gute Freunde?“

„Ach, Herr Doctor!“

„Und wir danken Ihnen auch recht schön für den Jungen. Das war das beste Geburtstags-Geschenk für uns. Geben Sie mir Ihre Hand.“

Die Alte wischte sich die runzlige Hand an der Schürze ab und reichte sie dem Hausherrn hin.

„So, Herr Doctor, weil Sie's denn wollen. Und ich bitte sehr, mir nichts nachtragen zu wollen von wegen dem Jodo — —“

„Unsinn, Budiken!“

„Na, denn is Allens jut.“ Sie riß sich los und eilte zur Küche hinaus.

„Allens is nu jut, Allens!“ murmelte sie lächelnd.

„Es sind gute Menschen. Nu sollen sie auch das Glück mit beiden Händen festhalten und nicht mehr loslassen.“

Mit still verklärtem Antlitz stieg sie dann die Hoftreppe hinab.



Eingang in die Adelsberger Grotte. Von W. Gause.

Nachdruck verboten.

Ein Fest in der Unterwelt.

Von A. von Schweiger-Lerchenfeld.

Mit zwei Abbildungen von W. Gause.

In der Zeit der Prinzessfreude ist unter dem reisefreudigen Volle viel von einer Feier die Rede, welche in den weiten Hallen der Mutter Erde beim Scheine künstlichen Lichtes abgehalten wird. Da viele von Jenen, welche die Wandereile in die Ferne treibt, nach dem wundersamen Orte mit seinen unterirdischen Schausäulen drängen, herrscht große Bewegung auf und an dem Schienenwege, welcher die Reisenden an's Ziel führt. Der Eingeweihte weiß, daß hier auf Adelsberg im Lande Krain seine berühmte Grotte ange spielt wird. Am Tage, da der heilige Geist in Flammzeichen auf die Erde herabstammt, gehen Tausende von Menschen einen Schritt weiter, indem sie in das Reich der ewigen Nacht vordringen. Auch hier sind die Schatten durchhellt von unzähligen Flammen, den elektrischen Glühlatern. Die schweigame Finsterniß, in der sonst augenlose Kerle und Molche ein trübes Scheinleben führen, durchziehen Lichter und glänzende Reize, es widerhallen Stimmen an den gleichenden Wänden und finsternen Gewölben, die Gläser kreisen, lustige Musik läuft mit seltsamem Widerhall durch weitverzweigte Hallen, Gänge, Kammern und Dome aus.

In dem kleinen Bahnhofe hält Zug auf Zug, und allmählig füllt sich der Raum zwischen dem Schienewege, dem Orte und den Hügeln, welche sich über den Labyrinthen des Karst wölben, mit Gästen aus Nord und Süd, Ost und West. In der Luft ist ein Klingen von Saiten, im Sonnenlange flimmert Staub, es rauschen Seidenkleider über den Straßentheek. Wenige von den Pilgern, die dem Felsportale, das in die Unterwelt führt, zuwandern, geben sich Rechenschaft, worin die wahre Festesfreude besteht. Die Schwärme drängen vorwärts, ohne der blühenden Büsche, der weißen und roten Blüthenlichter, des Glanzes der Sonne, des Jubels der Steinlerchen und Grandrosen zu achten. Sie denken nicht weiter darüber nach, wie diese hägelige Kruste mit ihren Buschbäumen und Kalkplatten, ihren iridisierenden Löchern und Felsrippen eine schwedende Decke über unerhörlichen Räumen ist, in denen die Naturgewalten seit unzähligen Jahrtausenden umgestaltet wirken. Da ist ein Fluß, die Pois, welche dicht neben dem Grottenporale unter einer flachen Wölbung in den Berg hineinplätschert. Wohin geht seine Reise? Einst war sein Pfad derelieb, den jetzt die Menge betrifft, wenn sie das kleine Wirthshaus und die Rotoren-Installation der elektrischen Beleuchtung am Eingange der Grotte hinter sich hat. Bald blitzen die Lichter vom Spiegel desselben Flusses auf, der sich sodann in einer tiefen Durchflüßung verliert. So drängt er oben, an den Wänden voll wundersamer Steingebliebe, an Säulenreihen, welche tropenweise von Kalktropfchen in Koncen aufgebaut werden sind, an erstarrten Cascaden und erhöhten Sintervorhängen vorwärts; in der Tiefe aber, wohin der Glühschein der Lampen nicht mehr dringt, rauschen die eisenden Wasser unter den phantastischen Schattenzügen an hohen Gewänden.

Gänge folgen auf Gänge, Hallen auf Hallen. Endlich sind die Festgäste am Ziele. An den Tropfsteinäulen stehen die Häuser mit der Gabe des Königs Gambrinus, die Gitarren klimpern, die Kiedel schrillt auf, es knirscht der Kies unter den weichen Tritten der Paare, die den Kleinen schlingt. Das Summen seines nächtlichen Wassers wird von tausend Stimmen verstümmelt. Das Gesamtbild ist an sich wenig originell und würde gewiß einen höchst alltäglichen Eindruck machen, wären nicht die steinernen Roboter, die Drachen und Sphinge, die Löwen und Greifen, und das viele andere steinerne Gebliebe, das auf das fremdartige Treiben herabstarrt. Man denkt also nicht an eleusinische Mysterien im Dunklen. Es werden dem Triptolemos und der Persephone keine Opfer gebracht, und die Schreden der ewigen Finsterniß sind gebannt von den tausend Lichtern des von den "Dynamos" vor der Grotte ausgehenden elektrischen Stromes.

Absatz des Festvlahes, — der Raum ist wahrlich groß genug zu solchen Abhörfesten, — ergibt es dem Besucher freilich anders. Hier kann er, selbst in der Menschen-Menge, mit allerlei Dingen, die nicht ohne Weiteres auf der Hand liegen, in nähere Berührung kommen. Immer tiefer geht es in die nächtlichen Schatten hinein. Neue Gänge und Hallen erschließen sich, in starke Bracht sehen sie sich hinter einander, die Palmen und Säulenäschte, die glässigen Wulste, die Draperien und steinernen Cascaden. Stellenweise sind die labyrinthischen Gänge durch Gitter abgesperrt, um den unbedachten Wanderer von gefähr-

lichen Abenteuern abzuhalten. In diesen Seitenstollen steht sich Trümmerwerk auf und der Pfad ist von Blockhalden verlegt. Wohin die unbekannten Stollen führen, weiß Niemand. Der ganze Karst ist mit Tausenden von Gängen und Spalten unterminirt. In ihnen fühlen sich die Berglobolde noch wohl, in Gesellschaft von Vögeln und augenlosen Spinnen, und sie spotten der Menschen, die an den schauerlichen Abgründen halt machen. Da liegen die Dinge für die wandernden Wasser anders; sie haben nicht nur alle diese Dome und Gallerien durchflutet, sondern durchdringen die neuen, unzugänglichen Pfade, die sie sich tief in der Erde Schuß gegraben haben. Da und dort treten sie vollends zu Tage, um wieder in einem anderen Grottenbereiche zu verschwinden. Sogar eine unterirdische Vereinigung verschiedener Flusshäule findet statt. Welcher Art aber ihr nächtlicher Weg ist, weiß Niemand.

Das Ende der Unterwelt ist der vom Poisflüschen durchflossene Schlund, welcher "Tartarus" genannt wird. Vor dem Seitenstollen, welcher dorthin führt, erhebt sich unter großartiger Felswölbung der "Kaisergarten" mit seinen unzähligen Säulenstümpfen, welche als steinerne Zuschauer die Opferstätte auf Golgatha umdrängen. Auf dem Scheitel des Hügels aber umstort ein fauler Schimmer die drei Gestaltungen, welche den Uferlandes und der beiden Häuser verbindlichen... In anderen finstern Gängen um uns leuchten einzelne Lichter, wie irrende Geister, die vor der Lustbarkeit der Menschen fliehen. Die Geister aber, welche hier walten, sind anderer Art. Sehen wir zu, was sie schaffen. An diesen unterirdischen Pfaden stehen und liegen allerlei steinerne Stäbchen. Wir heben einige derselben auf und nehmen nun wahr, daß sie Höhrchen sind, die kleinste nicht größer als Federstiele. Bei dieser Entdeckung hat der Grottenwanderer, dem für Tanz und Biertrinken keine Zeit übrig bleibt und der das Turnen an der Oberwelt nachholen kann, Gelegenheit, nachzudenken, wie jene Gebilde entstanden sein könnten. Nun, der Vorgang ist sehr einfach, aber vor dem Zeitalter, welches bei der Ausgestaltung der fraglichen Gebilde zu den mächtigen Säulen, die dort in der Adelsberger Unterwelt in langer Flucht stehen, in Frage kommt, schwundet selbst demjenigen, der seiner Einbildungskraft keinen Zwang auferlegt.

Sehen wir zu, wie es sich mit dieser Sache verhält. Das Wasser enthält bekanntlich auch Kohlensäure, und diese letztere hat die Eigenschaft, den Kalk aufzulösen. Sichert nun Wasser von der Oberfläche durch die Risse und Spalten einer Grottedecke, so bildet sich, sobald der Tropfen an der Wölbung angelangt ist, über jenem ein feines Häufchen von Kalksinter. Plazt der Tropfen, so lagert sich, wenn auch noch so verschwindend geringe Menge des Kalksinters kreisförmig an und erstarrt. Im Laufe der Zeit bildet sich ein Ring, aus dem Ring wird in der Folge ein kleiner, zarter Cylinder, schließlich ein Röhrenchen. Das ist der Stalaktit in seiner Kindheit. Je größer er wird, desto mehr verjüngt sich die Hohlung und zugleich wird ein compacter Zapfen daraus. Selbst in den Säulen der mächtigsten Säulen ist in deren Achse die ursprüngliche Höhlenbildung mitunter zu erkennen. Da aber die Kalksinter-Ablagerungen in einem Dutzend Jahren nur wenige Millimeter Dick erhalten, mag man sich den Zeitaufwand ausrechnen, der nötig war, um die mehrere Meter dicke Säulen aufzubauen. In einem Seitengange der Adelsberger Grotte liegt die sogenannte "Gebrochene Säule" quer über dem Wege, den man zu überqueren hat, aber so hoch, daß sie kein Hinderniß bildet. Diese Säule hat einen Durchmesser von vier Metern! Seitdem sie aber niedergebrochen ist, hat sich an ihrem einen Ende ein neuer Stalaktit von zweieinhalf Meter Durchmesser aufgebaut. Freunden mathematischer Aufgaben wird es überlassen, zu ermitteln, wie alt die Säule war, als sie stürzte und wie lange sie, — auf Grund der vorherwähnten Neubildungs-Gesetze, — bereits liegt.

Doch nur keine Gelehrsamkeit! Wir stehen wieder mitten im Festgetümmel, statt falter Höhlentut schlagen uns allerlei Parfums in's Gesicht, geröthete Wangen und leuchtende Augen offenbaren freudige Lust. Einen solchen Tanzsaal gibt es nirgends auf der weiten Welt. Damast und Seide sind alltägliche Dinge gegen den limmernden Glanz dieser Wände, an denen die Glühlichter leuchten und an deren wundersamen Täfelungen die Schatten hingleiten. Gehen wir weiter. In den langen Corridoren ist des Drängens kein Ende. Man stolpert über die Schienen der Rollbahn, die in stilleren Tagen bequeme Beucher bis in die innersten Ausführungen der Grotte befördert. Endlich, nach Stundenlangem Verweilen in der Unterwelt, fällt wieder der erste Tagesschein durch das Portal, es glänzen die leichten Lichter auf dem Strom, der in der Nacht weiter eilt, dann blendet uns der Sonnenschein, es umholt uns Wärme und der Duft unsichtbarer Blumen. Draußen aber sieht sich der Strom der Waller fort, bis in den Ort hinein, wo bei "Dogat" getafelt wird, und bis zu den Schienen, die der eiserne Ariadne-Faden in dieses Labyrinth der Adelsberger Grottenwelt bind.

Der Schreiber dieses würde sich einer unverzeihlichen Untertauffung schuldig machen, wenn er zum Schlusse von seinem Thema nicht ein wenig abwiche, um die Lebet auf etwas außerkarst zu machen, das den wenigsten derselben unbekannt sein dürfte. Wer nämlich zur Zeit nach Adelsberg reist, wird zu seinem Vortheile von zwei neu entdeckten Grotten Kenntnis nehmen. Die eine derselben befindet sich ganz nahe bei Adelsberg, nämlich bei dem Dorfe Groß-Otto. Sie ist erst im vergangenen Jahre aufgefunden worden und übertrifft insbesondere in Bezug auf ihre "Flachgebilde" (Vorhänge, Draperien, fahnentüchert gewundene Gebilde), sowie durch die vielen Gestaltungen in Form von Blumenparterres und Moosteppichen

sogar die gleichartigen Gebilde in der Adelsberger Grotte. In zweiter Linie sei auf die im Jahre 1884 entdeckte "Kronprinz Rudolf-Grotte" bei der Station Divacca unterhalb Adelsbergs aufmerksam gemacht. Auch sie, bisher noch wenig bekannt, ist ausgezeichnet durch ihre Fabelraum überzehrten herlichen Tropfsteinbildungen, unter welchen die wahrhaft großartige "Schafklammer" besonders hervorragt. Es ist daher jedem Besucher jener Gegend zu raten, sich nicht auf das Tanzen und Ablaufen der Adelsberger Grottenräume zu beziehen, sondern die vorgenannten Vortheile dem Besuch einzuziehen. Was überdies derjenige, der die "Kronprinz Rudolf-Grotte" nicht bei Seite läßt, auf dem Gange von der genannten Station nach St. Canzian alles zu sehen bekommt, kann hier nicht einmal andeutungsweise angeführt werden. Dort ist erst seit einigen Jahren durch die Opferfreudigkeit der Küstenland-Section des deutschen und österreichischen Alpenvereines und insbesondere durch den wahrhaft heldenhafte Unternehmungsgeist der Triestiner Haue, Müller und Marinisch, ein Theil des großartigen Systems der Wasserhöhlen des Istra-Nußes mit beispieloser Energie und großen Gefahren eröffnet worden. Diejenigen Besucher aber haben es bequem. Es sind ihnen Pfade geebnet, Durchgänge eröffnet und Aussichtswarten hergestellt worden. Überall lassen dort gewaltige Schlüsse, der Fluß durchbricht einen Felssriegel, der zwei ungeheure Trichter von einander trennt und sich sodann durch eine bisher nur zum geringsten Theile aufgedeckte Reihe von Gängen, Klammern und Hallen in der Nacht der Unterwelt verliert, um erst nach vierzig Kilometer langem verborgenen Laufe bei Duino als "Trimavo" wieder an's Tageslicht zu treten und bald hieraus in's Meer sich zu ergießen. Die Schaustücke von St. Canzian, — anderer Art als jene von Adelsberg, — sind ohne Rivalen auf unserem Planeten. Jeder Besucher des Karst muss sie gesehen haben, will er von den Wundern dieses Gebietes als unterrichtet gelten.

Nachdruck verboten.

Hof-Etikette.

Eine culturgeschichtliche Skizze. Von A. Oscar Klaußmann.

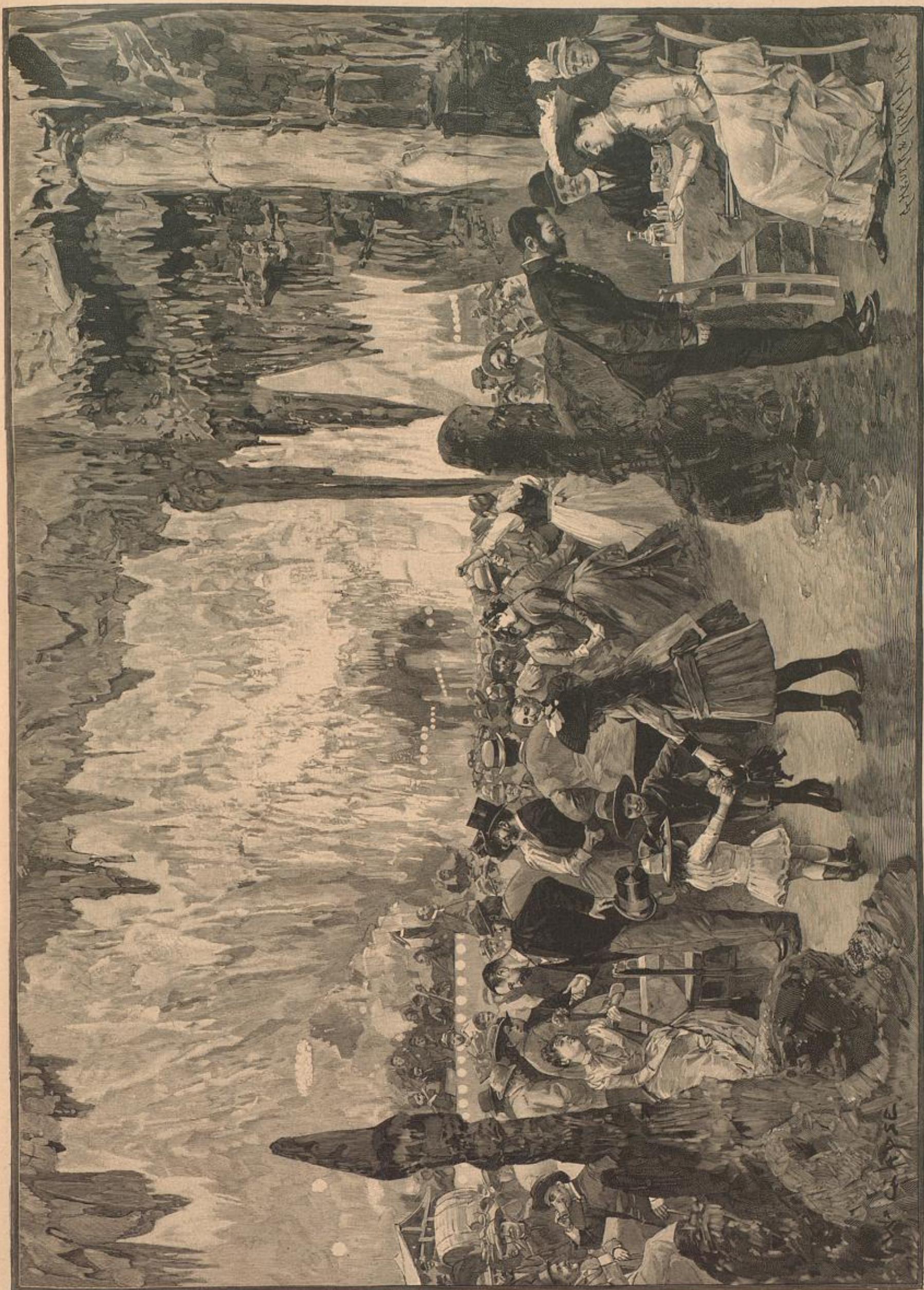
Das Wort "Hof-Etikette" kurz und erlösend zu erklären, ist nicht leicht möglich, da man mit diesem Worte eine ganze Anzahl von Begriffen verbindet. Man denkt bei dem Worte an das Ceremoniell, das an den verschiedenen Höfen regierender Fürsten und Fürstinnen bei Festlichkeiten, bei der Tafel, im Familieneben, selbst in der Kanzlei und bei der Dienerschaft ständig durchgeführt werden muß, man versteht darunter gewisse Rangunterschiede unter den Persönlichkeiten, die den Regierenden nahestehen; man versteht unter Hof-Etikette bestimmte Vorrichtungen für Leute, die an den Hof kommen; man versteht darunter symbolische Handlungen, uralte Gebräuche, Kurzum, eine solche Menge von Dingen, daß das Studium der Hof-Etikette ein ziemlich schwieriges und umfangreiches ist. Welche Bedeutung aber die Hof-Etikette im culturgeschichtlichen Leben, ja selbst welche Bedeutung sie für das Sächsia ganzer Völker gehabt hat, kann man leicht ersehen, wenn man einen Blick auf die Geschichte und Entwicklung der Hof-Etikette von den frühesten Zeiten her bis hente wirft, und sich eingehender mit dieser culturgeschichtlichen Erscheinung beschäftigt. Hier kann natürlich den Leserinnen nur eine kurze geschichtliche Skizze geboten werden, aber schon aus dieser erscheint sie erscheint, was die Hof-Etikette in früheren Zeiten bedeutete, was sie noch heute ist, und wie wichtig sie zum Theil für die Nationen geworden ist.

Die Hof-Etikette ist eine orientalische Erfindung, und China und Persien insbesondere sind die Reiche, in denen die Etikette entstand. In den ältesten Zeiten verstand man unter ihr lediglich die fast göttlergleiche Verehrung des Regenten, und schon im Buche Esther wird uns erzählt, mit welchem Ceremoniell der Perserkönig umgeben war, vor den Esther treten wollte, und wie es bei Todesstrafe verboten war, ihm unaufgefordert zu nahen, ja ihn auch nur anzusehen. Die Schriftsteller des griechischen Alterthums melden uns mit Errichtung von der Tasse, die am Hause des Perserkönigs herrschte, daß Alle, die sich dem Throne näherten, sich zu Boden werken und Hunden gleich auf dem Bauche bis zum Throne kriechen mußten, um dann liegen zu bleiben und zu hören, was ihnen der König sagte, während ihnen streng verboten war, die Augen zu dichten zu erheben. Diese Art und Weise der Verehrung des Herrschers ist bis hente noch in Siam vorhanden, und die Großen der Krone dürfen dem Könige nicht anders, als auf dem Bauche kriechend nahen.

Die freien Völker des Alterthums kannten diese hündische Verehrung, diese Vermischung der Hochachtung, die sie den Göttern zu schulden glaubten, mit der Hochachtung für die Fürsten nicht. Bei den Griechen des klassischen Alterthums, bei den Römern, ja selbst bei unseren Vorfahren, den alten Germanen, wurde Fürst und Staats-Öberhaupt derjenige, der am meisten leistete und sich am meisten durch Tugenden und Tapferkeit auszeichnete; er empfing dafür einen größeren Anteil an der Beute, aber Niemandem fiel es ein, ihm göttliche Ehren zu erweisen. Wiederholte Lehrt uns die Geschichte, wie griechische und römische Männer, die den Staat gerettet hatten und Jahre hindurch den höchsten Rang bekleideten, sich in das Privatleben zurückzogen, nachdem der Staat ihrer Dienste nicht mehr bedurfte, und ruhig ihren Aohl bauten oder ihren Adler bestellten, als wären sie niemals Regenten ihres Volkes und Leiter seiner Geschichte gewesen.

Mit dem Verfall der Sitten im Alterthum nahm aber auch das Hof-Ceremoniell zu. Bei den römischen Kaiser findet wir schon ein vollständig asiatisches Ceremoniell, und daß man Kaiser, wie z. B. Augustus, gleich den Göttern verehrte, geht daraus hervor, daß man ihnen schon bei Lebzeiten Altäre errichtete, auf denen beständig Bläucherwerke brannte, und daß man sich den Kaiser nicht anders nahte, als läme man zu einer Gottheit. Ziemlich schlimmer wurde diese Kriecherei und die Vergötterung der römischen Regenten. Der römische Senat, einst der Herr der Welt, entblödet sich nicht, das Pferd eines Kaisers zum Consul zu ernennen, und mehr und mehr stieg das Ceremoniell am römischen Hofe, bis das Römische Reich durch die Germanen in Trümmer geschlagen wurde und in das west- und oströmische Reich zerfiel.

Kost schien es unmöglich, das Ceremoniell, das unter dem altrömischen Kaiserthum geherrscht hatte, noch zu vergrößern, und doch gelang dies in Konstantinopel, dem alten Byzanz,



Frühstück in der Wildberger Grotte. Von M. Gauje. — Siehe Seite 92.

dem damaligen Siege des oströmischen Kaiserthums. Noch heute bezeichnen wir mit dem Worte Byzantinismus die unwürdige Kriegerei und Schmeichelei fürstlichen Personen gegenüber, insbesondere aber das complicite Ceremonienwesen, wie es Jahrhundertelang in Konstantinopel, das trotz der Namensänderung später häufig noch Byzanz genannt wurde, getrieben wurde.

Das Christenthum schaffte selbst in Byzanz etwas Wandel. Immerhin aber blieb noch so viel übrig vom Ceremoniell, daß sich zu gewissen Zeiten immer wieder vollständig byzantinische Verhältnisse an den einzelnen Höfen entwideln konnten.

Nachdem die Kirche erst organisiert war, nahmen die Kirchenfürsten, wie Päpste, Bischöfe und Cardinale, selbst ein eigenes Ceremoniell für ihre Personen in Anspruch, und eine gewisse Hof-Etikette wird noch heute wahrgenommen an jedem Bischofssitz, ja selbst bei gefürsteten Äbten und Prälaten, wie wir sie, wenn auch in geringer Anzahl, in Deutschland noch beobachten.

Im Mittelalter war Spanien das Land, in dem die Hof-Etikette einer ganz unglaublichen Art und Weise zum Mittelpunkt des ganzen Interesses von Fürsten, Volk und Staat wurde. Was uns die Geschichtsschreiber aus der Zeit der Blüthe spanischer Hof-Etikette berichten, ist so unfeinwillig tonisch, ist so unglaublich, daß man es kaum fassen kann, wie ein ganzes Volk sich einem leeren Formelkram und gewissen ceremoniellen Gebräuchen so unterwerfen konnten, wie es die Spanier und deren Könige thaten. Der Leser weiß aber vielleicht, daß heute noch der Spanier mehr Ceremonien selbst im gewöhnlichen Leben macht und umständlicher in seinem ganzen Verhalten ist, als irgend ein Mitglied einer anderen Nation. Selbst zwischen den barschigen Maultierreibern des heutigen Spaniens herrschen noch Gebräuche, welche aus der Zeit der großen Hof-Etikette herstammen, und für die Regenten von Spanien schreibt heute noch die Hof-Etikette manche unangenehme und lästige Gebräuche vor.

An dem mittelalterlichen Hofe Spaniens aber wurde durch die Etikette Alles, auch die geringste Kleinigkeit geregelt. Die Hof-Etikette schrieb vor, um welche Zeit z. B. die Königin schlafen zu gehen habe und wann sie aufstehen müsse, und mochte nun die Königin müde sein oder nicht, die betreuende Hofmeisterin, von denen jede einzelne fanatisch über die Aufrechterhaltung des Ceremoniells wachte, ließ eventuell mit Gewalt durch Kammerfrauen die Königin ausziehen und in's Bett bringen. Wenn der König am Abend Karten spielte, so durften zu diesem Spiele nur die Oberhofmeisterin und der Beichvater des Königs eingeladen werden. Der König saß dann auf einem Sessel, die Oberhofmeisterin auf einem Tabouret, und der Geistliche spielte, auf einem Kissen knieend, mit dem Könige und der Oberhofmeisterin Karten. Eine Königin von Spanien stürzte eines Tages mit dem Pferde und blieb mit einem Fuße im Bügel hängen; die Königin schwieb in größter Lebensgefahr, und doch wollte es Niemand wagen, ihren Fuß aus dem Steigbügel zu befreien, da es nach den strengen Vorschriften der Hof-Etikette nur der Oberhofmeisterin gestattet war, den Fuß der Königin zu berühren; endlich wagte es ein Edelmann, die Königin aus ihrer ungünstlichen und gefährlichen Lage zu befreien, und er wurde dafür auf Lebenszeit verbannt und nur aus Rücksicht darauf, daß er der Königin das Leben gerettet hatte, nahm man davon Abstand, ihn mit dem Tode zu bestrafen, den er durch den Verstoß gegen die Hof-Etikette eigentlich verdient hatte. Philipp der Dritte lag im Sterben. Neben seinem Lager stand eine furchtbare brennende Kohlenpfanne, die ihm die letzten Minuten noch vergaltete, und doch traute er sich nicht diese Kohlenpfanne fortzuschaffen zu lassen, denn dem Befehl dazu durfte nicht der König direct, sondern nur der Oberhofmeister geben. Philipp der Fünfte brauchte eine Perrücke, da er kahlköpfig war, und die Oberhofmeister waren in Verzweiflung darüber, welche Haare zu einer Perrücke für den König verwandt werden sollten. Sie hielten es für eine Beleidigung der Majestät, daß auf dem Kopfe des Königs Haare kommen sollten, die nicht von einem königlichen Kopfe stammen sollten; endlich einigte man sich darüber, daß zu der Perrücke nur die höchsten Adeligen des ganzen Staates Haare hergeben dürften, weil diese Haare allein würdig seien, den Kahlkopf des Königs zu bedecken.

Diese spanische Etikette, von der man heute noch hier und da Überbleibsel findet, nahm ihren Weg auch an alle anderen Hofs Europas, wenn sie auch dort nicht mit solcher Lächerlichkeit und Consequenz durchgeführt wurde, wie in Madrid. Eine Vereinerung erfuhr aber diese spanische Etikette durch Ludwig den Zwölften in Frankreich, welcher ihr die Hauptausübung nahm, es sich aber von seinen Höflingen gefallen ließ, ebenfalls als Gott verehrt zu werden. An die furchterlichsten, ekelhaftesten Schmeicheleien gewöhnt, freute es ihn, der „König Sonne“, le roi soleil, genannt zu werden, weil seine Höflinge characterlos genug waren, ihm vorzureden, daß er für die Welt dasselbe bedeute, wie die Sonne für die Natur, durch die allein alles Leben sich fortentwickle und bestehne. Auf das strengste wurde das Verhalten aller Höflinge, Männer und Frauen, geregelt. In Gegenwart des Königs durften nur Prinzen von Gebütt sitzen, und zwar auf Stühlen mit Lehnen; die Vertreter des höchsten Adels und die höchsten Würdenträger befanden Tabourets, bürgerliche Beamte mußten ihre Vorträge laufend vor dem Könige halten, und dem Essen des Königs zwischen zu dürfen, war ein Vorzug, der nur wenigen hochgestellten Mitgliedern des Hofs ertheilt wurde; ehrfurchtsvoll an die Wand gedrückt standen dann im Saale Herren und Damen herum und beobachteten staunend, wie der König speiste. Nur Prinzen von Gebütt und die allerhöchsten Höfcharen durften zugegen sein, wenn der König aufstand, und das „lever“, das Aufstellen Ludwigs des Zwölften ist heute noch in der ganzen Geschichte als eine unglaubliche Lächerlichkeit bekannt.

Bekanntlich war im ganzen siebzehnten und zum Theil auch im achtzehnten Jahrhundert der Hof Frankreichs tonangebend für die anderen Höfe, und so wurde die lächerliche Etikette des Hofs von Versailles auch an den deutschen Höfen eingeführt. Große Männer, wie Friedrich der Große und Joseph der Zweite, kümmerten sich allerdings nicht um diese Thorheit, sondern lebten nach ihrer Bequemlichkeit und lachten über die Männer, die sich das Leben durch die Etikette selbst verschlisserten.

Endlich machte die französische Revolution der Lächerlichkeit der Etikette doch ein Ende, wenn dieselbe auch immer wieder an den Höfen aufblühte. Schnell ging das aber nicht, und Theilnehmer an dem großen Kongress von Rastatt, der mit dem Gesandtenkongreß endete und Deutschland in einen neuen Krieg mit Frankreich verwickelte, erzählten uns, daß der Kongress nur deshalb resultlos verlaufen sei, weil die Gesandten der verschiedenen deutschen Fürsten in monatelangen

Berathungen nicht darüber einig werden konnten, welche Rangunterschiede unter ihnen stattzufinden hätten. Auch auf die Gesandten bezog sich ja die Hof-Etikette. Keiner wollte seinem Herrn und seiner Stellung dadurch etwas vergeben, daß er sich geringer stellen oder weniger ceremoniell behandeln ließ, als den Gesandten eines gleichen oder weniger großen Fürsten und Herrn, und so beriet man in Rastatt vergebens, welchen Gesandten Sessel mit Sammetbezug, welchen Sessel mit Lederbezug, welchen Sammetstuhl mit goldenen Franzen versehen gegeben werden sollten; monatelang debattierte man über diese Kleinigkeit und kam über dieselbe nicht hinweg.

Gerade die Gesandten trieben am allermeisten das Ceremoniell und die Bestimmungen der Hof-Etikette auf die Spitze, wo es sich darum handelte, etwas Ernstliches zu erreichen. Mußte doch einmal beim Karlsruher Frieden ein besonderes Konferenzzimmer gebaut werden, in welches ebenso viel Thüren einmündeten, als Gesandte vorhanden waren. Dieselben traten dann gleichzeitig durch die Thüren herein und nahmen gleichzeitig an einem runden Tische Platz, an dem es natürlich keine Rang-Streitigkeiten darüber geben konnte, wer oben oder unten saß. Hätte der Saal nur eine Thür gehabt, so würde wegen des Vortrittes wohl auch eine monatelange Debatte entstanden sein.

Der Großbritannische Kaiser Leopold's des Ersten an die Pforte, ein Graf Dettingen, hatte ein Gefolge von 354 Personen und 41 Schiffen; zu Salatenen erwarteten ihn die Türken; beide Besucher stiegen in einem Tempo vom Pferde. Graf Dettingen konnte bei seinem Alter nicht so gleich aus den Steigbügeln, und nun hielten die Türken den Irgigen so lange aus dem Sattel in freier Lust, als der Deutsche im Steigriemen zappelte. Der f. f. Feldmarschall von Thüngen, der nur ein Auge hatte, wurde auch nur von einem einzigigen General bewillkommen, und als Friedrich der Große den Obersten Camus, der nur einen Arm hatte, nach Paris sandte, schickte man auch ihm einen Gesandten mit nur einem Fuße entgegen.

Heute ist die Hof-Etikette an allen europäischen Höfen auf ein sehr geringes Maß zurückgegangen und wird nur noch bei großen Feierlichkeiten hervorgeholt und innegehalten.

Racine verbietet.

Beatrice und die Frauen Italiens.

Zum Beatrice-Jubiläum in Florenz.

Von S. Münz.

Sein Neapolitanerinnen fehlt nur der Schleier und sie sind Orientalinnen.“ In diesen Worten erging sich eines Tages eine seit vielen Jahren in Neapel lebende deutsche Landsmannin gegenüber dem Schreiber dieser Zeilen. Von der deutschen Heimat her gewöhnt, die Frauen geistig teilnehmen zu sehen an den hervorragendsten gesellschaftlichen Vorgängen, äußerte sie mit dem am Eingange dieser Zeilen angeführten Ausprache ein absäßiges Urtheil über jene Frauen, die durch Gewohnheit und Erziehung von allen edleren Aufgaben des Lebens ferngehalten werden, ihre bescheidene Rolle nur innerhalb der vier Wände des Hauses spielen und auch in dieser Sphäre mehr als Sklavinnen, denn als Herrinnen walten. Das Urtheil war vielleicht einseitig, aber doch nicht grundlos. Italien erschöpft sich nicht in Neapel, und nicht einmal alle Frauen Neapels sind Halborientalinnen. Andererseits ist wiederum der weibliche Halborient nicht erst in der Zone des Besuchs, sondern auch schon am Tiber und vielleicht sogar noch nördlicher anzutreffen. Wer kennt nicht jene vielen Römerinnen, die mit ihrem tragen Körper und ihren ausdruckslosen Gesichtszügen, wenn sie schon überhaupt so führen, das Haus zu verlassen, ihren Wirkungskreis zwischen Kirche und Carrozza theilen?

Darum darf man aber, wenn man von den Frauen Italiens zu sprechen berufen ist, das Bild derselben doch nicht ganz Grau in Grau malen. Es hat im Lande, „wo im dunklen Laub die Goldorangen glühen“, auch von jener Frauen gegeben, die durch Herzensadel und Geistesbildung einen Platz unter den Besten des Landes einzunehmen, und auch dem heutigen Italien fehlt es nicht an solchen. Daß sie aber hinter den Frauen anderer Länder, wie Englands, Deutschlands und Frankreichs im Allgemeinen an Bildung zurückstehen, dessen sind sich die Besten unter den Italienerinnen selber bewußt; daher der Eifer, mit dem sie sich bemühen, alte Fehler gutzumachen und der weiblichen Erziehung einen höheren Schwung zu geben.

So ist es denn durchaus nicht ausschließlich eine romantische Passion, wenn die Stadt Florenz soeben ein Fest der Frauen begeht. Beatrice Portinari, die Geliebte Dante's, die vor sechshundert Jahren aus dem Leben geschieden ist, bildet zwar der Idee nach den Mittelpunkt dieser Jubiläumsfeier, aber der praktische Zweck derselben besteht doch darin, den Frauen Italiens einen höheren Begriff von ihrer Würde, ihrem Berufe und ihrer Mission beizubringen. Das Bild von Dante's Beatrice verschwimmt unserer Vorstellung nach mehr als das von Petrarca's Laura oder von Tasso's Leonore in der Dämmerung der Zeiten. Dante erzählt uns zwar, daß er, damals ein neunjähriger Knabe, sich in das achtjährige Kind des Florentiner Patriziers Folco Portinari am 1. Mai 1274 verliebt habe, — wir wissen auch, daß Beatrice am 9. Juni 1290 gestorben ist; wir wissen, daß der Dichter der „Divina Commedia“ nicht Beatrice's Gatte geworden, sondern zwei Jahre nach deren Tode eine unbedeutende Frau, die Donna Gemma dei Donati, zum Trau-Ultar geführt hat; wir wissen auch, daß wiederum nicht der große Dichter Alighieri, sondern der kleine Ritter Simone de' Bardi Beatrice's Hand besessen hat, — aber darum steht doch die Frau, die Dante's Genius besungen hat, nicht als ein Wesen von Fleisch und Blut vor uns, mit deinen Natur wir uns hinlanglich vertraut zu machen in Stande wären. Heiern die Frauen Italiens demnach in diesem Augenblide in der schönen Arnostadt die hebre Zauberkraft der Dichtungen Dante's, so benutzen sie den Namen Beatrice als Vorwand, und der italienischen Frau im Allgemeinen gelten die Feste, deren Mittelpunkt eine Ausstellung von Erzeugnissen weiblichen Fleisches, weiblicher Handfertigkeit, weiblichen Kunststücken bildet. Diese ist am 1. Mai in dem „Politeama“ von Florenz eröffnet worden, das der Maler Giovanni Lessi in eine Scene von Altflorenz verwand-

elt hat. Graf Angelo de Gubernatis, der bekannte Florentiner Gelehrte und Schriftsteller, der den Beatrice-Festen als Präsident vorträgt, eröffnete die Ausstellung mit einer Ansprache, in der er auf die Bedeutung der Frauen für das nationale Leben des jüngstgegründeten Königreiches hinweist, und Donna Alinda Bonacci-Brunamonti hielt einen Vortrag über Beatrice Portinari. Donna Alinda, die Gattin eines Professors der Universität Perugia, ist selber ein lebendiges Zeugniß dafür, daß es auch heute in Italien Frauen giebt, die, wie gewisse Frauen der Renaissance, höheren geistigen Aufgaben obliegen. Die Verstufer Dame dichtet, und dichtet nicht einmal als eine unter wenigen ihres Geschlechts. Wir brauchen uns nur die neuesten Erzeugnisse des italienischen Büchermarktes anzusehen, und wir finden da eine ganze Anzahl von Werken, die von Frauen herauftreten. Die brennende Phantasie Matilda Serrao's hat man auch in Deutschland schätzen gelernt; denn mancher von den Romanen dieser Neapolitanerin, die sich, nebenbei bemerkt, an der Seite ihres Gatten Edoardo Scartoglio mit großer Gewinnhaftigkeit den Redactionsgeschäften des „Corriere di Napoli“ widmet, ist in's Deutsche überetzt, und jüngst erst hat Dr. Alfred Friedmann ihre Novellenammlung „For di passione“ den Deutschen verdolmetscht. Aber auch Emma Perodi, eine in Rom lebende Toskanerin, ist nicht nur hervorragend novellistisch, sondern auch pädagogisch thätig. Deutschland hat seine Ebner-Eschenbach und eine Anzahl anderer dieser ebenbürtiger Frauen, die sich mit Erfolg der erzählenden Literatur gewidmet haben, — der englische Büchermarkt ist geradezu mit Romanen überflutet, die Frauenhand geschrieben hat; so thut denn auch das „bel sesso“ (schöne Geschlecht) in heiteren Landen mit und sucht sogar die Schwestern an der Spree, Donau und Themis zu übertrumpfen. Vor drei Jahren feierte Papst Leo XIII. sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum, da schrieb eine latolische Gesellschaft in Rom einen Preis für die beste lateinische Hymne auf den Statthalter Christi aus, und wer, glauben meine schmalen Reiterinnen, hat den Vorber und das Gold davongetragen? Luisa Anzoletti, eine dem Schreiber dieser Zeilen wohlbekannte junge, in Mailand lebende Dame. Fräulein Anzoletti, geistvoll und fein gebildet, wie sie ist, dichtet mit Leichtigkeit sowohl im Idiom Dante's, wie in dem Virgil's. Allerdings ist die Religion, das Reich der Heiligen und der Märtyrer, die eigentlichte Sphäre ihrer Phantasie. Und eine ganze Anzahl von Signorinas Schwestern und Basen „dichtet und trautet“. Wer nennt die Sterne alle? Den Ruhm Grazia Pierantonio-Mancini, der Tochter des vor anderthalb Jahren verstorbenen Exministers Mancini, hat schon längst Fanny Lewald verklautet, die einem in deutscher Ausgabe erschienenen Roman der edlen Italienerin ein diese in hohem Grade ehrendes Vorwort widmete, in dem die deutsche Schriftstellerin mit großer Genugtuung auf die Fortschritte hinwies, die die Frauen Italiens in den letzten Jahren gemacht haben. Zu jenen gesellen sich aber noch die Marchesa Colombara, Sofia Albini-Vissi, Cordelia Treves, Antonietta Giacomelli und Andere. Ob je am Grabe einer dieser Frauen, — mögen die ältesten unter ihnen das neunzehnte Jahrhundert und die jüngsten das zweite Jahrtausend überleben! — ein Lobredner wie von der George Sand sagen wird: „sie war einer der größten Männer unseres Landes“? Das muß dahingestellt bleiben, aber sicherlich darf sich manche von den genannten Damen rühmen, sie sei des Geschlechtes nicht unwürdig, aus dem Sappho und Corinna hervorgegangen. Und nicht in der schönen Literatur allein, sondern auch in der Wissenschaft fangen schon die Frauen Italiens an, sich geltend zu machen. Unter den vierzig Unsterblichen der französischen Akademie ist noch keine einzige Unsterbliche, — nicht einmal Juliette Adam und Louise Michel tragen den palmengetüchtigen Titel; die römische Akademie der Wissenschaften aber zählt bereits eine Tochter Eva's zu ihren Mitgliedern. Das ist die Gräfin Ersilia Costanzi-Lovatelli, die Schwester des Herzogs von Sermoneta. Mit Stolz darf sie sich eine Collégine von Mommsen und Gregorovius nennen. Regelmäßig wohnt diese heute im fünfzigsten Lebensjahr stehende Dame den Sitzungen der „Accademia dei Lincei“ im Palazzo Corsini in der Via Lungara in Rom bei, und über die Grenzen der Tiberstadt hinaus ist sie als Kennerin der Alterthümer Roms und der antiken Kunst überhaupt bekannt. Sie ist in den altestklassischen Sprachen bewandert und kennt auch die moderne Literatur. Sowohl in den Berichten der Akademie, wie in der „Nuova Antologia“, der vornehmsten Monatschrift Italiens, verlegt sie ihre Studien zu veröffentlichen, und ob sie sich nun über die Darstellung des Todes in der Kunst (in der Schrift „Thanatos“) oder über das Zeit der Rosen im Alterthume (in der Schrift „La Festa delle Rose“) verbreitet, überall schwungsvoll sich die liebdestigste, frühlingslebhafte und doch traurig gesümme Seele Donna Ersilia's zu hohem poetischen Fluge auf. Zu allen ihren Schriften kommt die fehlende Beziehung der Verfasserin zu ihrer Vaterstadt Rom zum Ausdruck; sie ist diesem Rom zugethan mit jener romantischen Liebe, mit der Rafael und Goethe es lieben, mit der Giovin-Corducci, gezwängt Italiens berühmtester Dichter, und Ferdinand Gregorovius es lieben. Man merkt es den Schriften der Gräfin Lovatelli an, daß sie manchen Augenblick auf den ehemaligen Ruinen der ewigen Stadt über die Vergänglichkeit allesirdischen träumerisch gejoumt hat. Der Schleier poetischer Melancholie, wie er auf den Grabmälern der Via Appia oder auf den schlafenden Kaiserpalästen auf dem Palatin oder auf den erhabenen Gräberstätten an der Pyramide des Cestius in Rom liegt, — er liegt auch auf den edlen Schilderungen unserer Verfasserin, die mit feischer Hand ihre Feder führt.

Aber auch Italien hat seine Frauen, die sich mit dem Dichter sagen können, daß sie den Besten ihrer Zeit genug thun. In diesem Augenblide ringen sie zu Ehren Beatrices um die Palme mit einander in der Stadt der Mediceer. Von Florenz im Monat Mai heißt es: „Ringt herum lachen die blumenreichen Hügel, und die Lüste, die vom Apennin herneben, bringen von den Rosengärten Castello und Petrajas liebliche Duftwolken über die Stadt.“ Schön ist Florenz immer, am schönsten aber im Monat Mai; ein Monat deronne ist der Mai überall, ein Monat deronne der Bonnen aber in der reizenden Arnostadt, und diesmal ganz besonders, denn jeder dieser Maientage bringt seine Freuden. Am 1. Mai hat sich Dante vor sechshundertundsechzig Jahren in Beatrice verliebt, am 9. Juni ist diese vor sechshundert Jahren gestorben, — und so wird denn die Ausstellung im Politeama „Esposizione Beatrice“ genannt. All das geschieht zu Ehren jener unsterblichen Frau, von der Rosetti gelagt hat, daß sie in Dante's „Vita Nuova“ „weniger lebenswahr als liebenswert“ erscheint. So sehr auch die wissenschaftliche Kritik sich bemüht, Beatrice mehr die Rolle eines Ideals und einer Inspiration des großen Dichters des Mittelalters, als die der

wirklichen Geliebten des Menschen Dante anzugeben, so kann sich doch die Mehrzahl der Italiener und namentlich der Italienerinnen mit dieser Negation und Zerstörung von Beatrices Person nicht ansonsten. Wie sollte auch Dante, wenn er Beatrice nicht geliebt hätte, von ihrem Namen gesagt haben:

„... der Name ...
der stets mir quillt im innersten Gemüthe“?

Ein geistreicher Engländer hat vielleicht nicht unrichtig bemerkt, Dantes Liebe sei mehr Anbeining als Leidenschaft gewesen. Darum erscheint das florentinische Mädchen in den Dichtungen Alighieris nicht nur als die Geliebte, sondern auch als die Incarnation der Liebe überhaupt, als „die verklärte Liebe Gottes“. Im „Fegefeuer“ lädt der Dichter einmal die Geliebte sagen:

„In meinen jungen Augen fand er Licht.“

So schauen auch die Frauen Italiens in diesem Augenblide wie einst der große Dichter selber zu Beatrice wie zu einer Lichtbringerin auf und erwarten von ihr wie von einem schönen Ideal „Licht, mehr Licht“ für die Frauen der Halbinsel, die sich nach geistigem Fortschritt sehnen.

Nachdruck verboten.

Practische Winke für die Reise.



Dich so weit ein, als Du's überleben kannst, und füge Dich später in die gegebenen Bedingungen, so gut es geht.“ Natürlich ist es für die Reise das Bequemste, möglichst fertig ausgerüstet zu sein. Wie die Wahl der Toiletten ausfällt, hängt von den Ansprüchen, und der Lebensstellung der Einzelnen ab, dafür lädt sich keine Norm angeben. Was dabei zu beobachten ist, wenn man immer möglichst ehe erscheinen will, ist, Stoffe zu wählen, welche nicht durch das Einpacken rasch schrumpfen werden, welche nicht besonders den Staub annehmen und auch Regen vertragen. Es ist daher ganz besonders darauf hinzuweisen, daß Kleidung mit farbigen Bezügen zu vermeiden sind, weil sie viel leichter in Gefahr kommen, durch einen Regenschauer unbrauchbar zu werden, als einfache Toiletten. Schottische Stoffe dagegen sind sehr zu empfehlen, ebenso melierte und staubfarbige. Leider ist das nicht immer leichtsam. Wer daher ein dunkles Reise-Kostüm wählt, kann längere Touren nur im Staubmantel wagen. Man täusche sich aber bei der Wahl eines solchen nicht über die Ansprüche, welche man an denselben stellt: er soll die Toilette schützen, darf aber unter keiner Bedingung uns erhitzen oder einengen; sonst wird er zu einem der Marterwerze jenes Culturlebens. Der Alpacas-, der Seiden- und Seidentmantel sind für längere Touren im Couppé unerträglich, — gleichzeitig denn der Gummimantel, welcher häufig nicht nur als Regenmantel dienen soll. Am leichtesten und bequemsten ist ein Leibrock von gemustertem Zephyr, wie ein schlichtes, langes Morgenkleid geschnitten, hinten aufschließend, vorn am Halse in Falten gezogen, sodoch er reichlich breit ist, ziemlich weite Ärmel, mit einer Manchette zusammengefaßt; man versche dann diesen Staubmantel noch mit einer Kapuze, welche man im Eisenbahncouppé benutzen kann, wenn man schlummern will, denn es ist garstig, die Wangen an das Polster zu stützen, das täglich von aller Welt benutzt wird; bei Wagenfahrt ist oft die Nothwendigkeit, sein Haar vor Staub zu schützen, so groß, daß es sehr angenehm ist, dasselbe bedecken zu können.

Die modernen großen Hüte sind weder für das Couppé, noch für den Koffer sehr brauem. Jedenfalls nehme man keinen Extraktor mit. Sehr angenehm ist es, einen weichen, einfachen Filzhut für den Fall mitzuführen, daß und der modernere Zug durch irgend welches Ungemach im Stiche läßt. Hüte muß man auf längeren Reisen häufig erneuen. Wie wenig es aber dabei möglich ist, für verschiedene Verhältnisse das Richtige zu treffen, erfuhr ich im vorigen Sommer. Ich hatte mir im Magazin du Louvre, bekanntlich das feinst in Paris, einen schwarzen, großen Hut mit Straußenfedern gekauft. In Berlin im Restaurant des Centralbahnhofes hörte ich hinter mir die erheitende Bemerkung eines Kellners, der da meinte, mein Hut gehöre „auf die Ausstellung“! Heute ist die Fazion jenes Hutes über ganz Europa verbreitet.

E. B. in Hieching.

Hängematte. — Wohl ist es ein wonniges Gefühl, in schwangerer Hängematte unter grünen Bäumen zu ruhen, wenn man nämlich jung und leichtfüßig ist und — allein oder in vertretbarer Gesellschaft. Diejenigen Beserinnen aber, welche sich in vorerüchter Jahren befinden, oder deren Körperbeschaffenheit sich dem Schönheits-Ideal der Orientalen nähert, vertrauen ihr Alter oder ihre Fälle nicht gern den dünnen Fäden an und fürchten beim Hinein- und Hinausflattern indiscrete oder — spöttische Blicke. Und doch ist es ganz leicht, auch für diese Damen die Hängematte nutzbar zu machen, indem man leichter in einen Lehnsessel verwandelt. Man braucht durch die leichte Maschenreihe einer Sangleite nur einen starken Bindfaden zu teilen und ihn so stramm anzuziehen, daß die zweite Seite in einem leichten Bogen nach unten hängt. In diesen herabhängenden Theil setzt man sich; der glattgezogene bildet die Lehne, in welche man nach Belieben ein weiches Kopfkissen einschiebt. Man bringt die Matte daran, daß man mit den Füßen den Boden berührt und kann in dieser Stellung bequem den Anblick der Gegend genießen, lesen, essen, plaudern und träumen. Auch schlafen kann man, wenn man die Höhe vorwärts sieht und die Schirmspitze in den Erdboden stochend, die Matte in Schwung bringt.

P. D. in Spandau.

Verschiedenes

Nachdruck verboten.

Im Lenz. Von Peter Bauer. Siehe das Bild, Seite 89. — Es ist ein heiteres Frühlingsbildchen, daß der Maler und vorführt, — eine kleine Scene, die kaum noch besonderer Beschreibung bedarf. Die ganze Stimmung in der Natur, — die Aetherfrische, der leichte Farbenton, der vom Himmel glänzt und die Landschaft durchströmt, — ist wirkungsvoll wiedergegeben. Pfingstgrüße und Maienlust wehen uns aus dem Bilder entgegen.

Süß-Mais.

Nachdruck verboten.

Zur Pflege der Zähne. — Man unterscheidet am menschlichen Zahn verschiedene Theile; derjenige, welcher über den Zahnhöhlenrand hervorragt und in der Rundhöhle sichtbar ist, heißt Krone, der vom Zahnsleisch umschlossene der Hals und die in der Höhle des Kieferfortsatzes, in der Alveole stehende Partie die Wurzel. An der Krone bemerkst man einen besonders harten emailartigen Überzug, welcher sich am Halse verliert und den Zahn gegen die Luft schützt, den Schmelz. Das Zahnslein (Dentin) macht die Hauptmasse des Zahnes aus und bildet den inneren festen Körper der Krone sowohl, als der Wurzel. Es ist härter als Knochensubstanz und sowohl in seiner chemischen Zusammensetzung als in Structur und Aussehen vollständig verschieden vom Zahnsleiche. Das Cement, der Zahnsitz, beginnt da, wo der Schmelz aufhört und kleidet in dünner, gegen die Spitze hin sich verstärkender Schicht die ganze Zahnwurzel. Jeder Zahn besitzt im Innern eine Höhle, welche an der Wurzel in einem feinen Kanal ausläuft, durch den Blutgefäße und Nerven in das Innere eindringen. Die Zahnhöhle selbst enthält die Zahnpulpa, eine weiche mit Blutgefäßen und Nerven reich versehene Masse, welche infolge ihres Gefährlichthumes etwas tödlich aussieht.

An keinem anderen Organe des menschlichen Körpers zeigen sich die Folgen der Vererbung mehr als gerade an den Zähnen. Scrophulose und andere Erkrankungen kündigen sich von Generation

zu Generation durch häßliche, brüchige und mißfarbene Zähne an. Früher Zerfall und Verlust von Zähnen verrät oft Schwäche der Konstitution und ungünstiges Blut. Aber abgesehen von der speziellen individuellen Vererbung leiden alle civilisierten Rassen mehr oder weniger an Erkrankungen und Zerfall der Zähne, und diese Erkrankung wird ohne Zweifel auf den fast ausschließlichen Genuss gekocht und besonders heißer Nahrung zurückzuführen sein. Heiße Speisen sind den Zähnen ganz ungemein schädlich. Der Geschmack für dieselben ist uns ganz gewiß erst künstlich anerkannt, denn wir beobachten, daß die Thiere, unter dem Einfluß eines natürlichen Instinctes, ohne Ausnahme heiße Futter verschmähen. Dieselbe Beobachtung wurde auch wiederholt bei Naturvölkern gemacht. Sehen wir unserer Käthe oder unserem Hund eine Schale voll heißer Milch vor, so werden die Thiere sie sicher nicht eher berühren, bis die Milch abgekühlt ist. Sie wantern dann in großer Unruhe um das heiße Mahl herum, höchstens daß sie es beschmücken, bis sie die Überzeugung gewonnen haben, daß die Hitze genügend nachgelassen hat und sie in Ruhe ihr Mahl verzehren können. Die Temperatur aber, bei der ein Hund sich schließlich zum Zulangen begnügt, würde das entschiedene Missfallen seines Herrn erregen; ja, sie würde ihn dazu bestimmen, das Gericht nochmals zur Küche wandern zu lassen, denn es darf ja nur „heiß“ gegessen werden. Und doch ist wirklich nichts nachtheiliger für unsere Zähne als die Gewohnheit, bei all' unfeinen Mahlzeiten heiße Speisen zu genießen. Das Schlimmste von Allem ist der Umstand, daß diese von unseren Vorfahren ererbte Gewohnheit uns zur zweiten Natur geworden ist. Deshalb können wir uns auch nicht zum Aufgeben derselben entschließen. Von allen civilisierten Nationen haben die Amerikaner die schlechtesten Zähne und nehmen darum auch am meisten ihre Zuflucht zu Zahndoktoren. Die Amerikaner sind nun aber auch entschieden dasjenige Volk, welches am meisten heiße Gerichte genießt und zu denselben eiskalte Getränke liest. Wenn wir uns auch aus alter Gewohnheit nicht dazu bringen können, die heiße Nahrung aufzugeben, das können wir wenigstens vermeiden, daß wir zu einem Bissen heißen Grissino einen Schluck eiskalten Sektes trinken.

Im Uebrigen werden ganz gesunde Zähne häufig schon in der Kindheit verdorben durch ungeeignete Nahrung, oft allerdings leider auch durch den Gebrauch von Medicamenten, Eisen- und Quecksilber-Präparate. Nicht erst vom sechsten bis achten Lebensjahr an, sondern schon im zweiten oder dritten soll man mit der Pflege der Zähne beginnen, sobald die Zähne durchbrechen. Auch die Milchzähne bedürfen der Pflege, da das Milchgebiss großen Einfluß hat auf die normale Entwicklung der späteren, bleibenden Zähne. Wie oft sehen wir, wenn dies vernachlässigt werden, Kinder schon im fünften und sechsten Lebensjahr mit ganz verkümmerten Zähnen. Die Pflege der Milchzähne gleicht ganz denjenigen der bleibenden. Der Zerfall, die Caries der Zähne ist das Ergebnis zweier Factoren, des Widerstandes des harten Zahngewebes und der zerstörenden Wirkung der in der Mundhöhle zusammenkommenden chemischen und hämorrhagischen Stoffe. Eine konsequente Zahnpflege erstrebt daher einmal die normale Entwicklung der Zähne und ferner die Befreiung der zerstörenden Wirkungen. Kinder wie Erwachsene müssen immer ein ausreichendes Quantum fester Nahrung genießen. Der beim Kauen auf die Zähne ausgeübte Druck verursacht lebhafte Circulation in der Zahnpulpa und gibt gleichzeitig die Anregung zu vermehrter Ablagerung von Kalksalzen, d. h. zu vollkommenster Verfestigung des Zahngewebes. Kinder, die ausdrücklich mit weichen Brühen und Speisen großgezogen werden, bekommen in der Regel schlechte Zähne. Von sehr zerstörender Wirkung auf die Verdauung wie auf die Zähne ist auch die Gewohnheit unzertante Speisen mit Flüssigkeiten hinunter zu spülen. Das Kind soll die Nahrung erst vollkommen zerlaufen und hinunter schlucken, und dann erst darf es trinken oder noch besser, es trinkt erst nach Beendigung der Mahlzeit.

Ein menschlicher Zahn besteht aus organischer Materie, der sogenannten Grundsubstanz, welche mit Kalksalzen infiltrirt ist. Normale Zähne zeigen von allen Geweben die größte Widerstandsfähigkeit gegen die Hämatiz. Entzieht man den Zähnen aber die Kalksalze, so geht die zurückbleibende Grundsubstanz sehr bald unter geeigneten Verhältnissen in Hämatiz über.

In der Mundhöhle wird diese Entzündung der Zähne durch Säuren bewirkt und zwar vornehmlich durch solche Säuren, die in der Mundhöhle durch Gährung von Kohlehydraten (Zucker) entstehen, hauptsächlich durch Milchsäure. Die Bildung der Säure findet in Vertiefungen, Zwischenräumen, Zahnhöhlen statt, wo infolge mangelhafter Reinigung der Zähne Speisereste sich gebilbeten sind. Des Nachts wirken diese Säuren besonders stark, da sie nicht, wie am Tage, durch Essen und Trinken verdünnt werden. Deshalb ist auch gründliche Reinigung der Zähne nach jeder Mahlzeit und Vermeidung des Genusses aller Süßigkeiten zwischen den Mahlzeiten geboten, da dieselben sehr schnell in Säuren übergeführt werden. Diese Säuren greifen den Schmelz an, streifen ihn an, entweichen ihn und legen so das Dentin los. Ein Zahn, der 24 Stunden in einer Mineralsäure gelegen hat, wird infolge der dadurch bewirkten Entzündung so weich, daß der Druck eines Fingersnagels genügt, um auf ihn eine Marke zu hinterlassen. Menschen, welche häusliche Getränke lieben, leiden gewöhnlich an schlechten Zähnen. Dies ist erfahrungsgemäß der Fall unter den Bonnern gewisser Distrikte der Normandie, oder auch bei uns z. B. in der Umgebung von Frankfurt a. M., wo große Quantitäten Apfelwein (Eider) konsumirt werden. Zur Herstellung von Zahnpflegemitteln sollten deshalb niemals Säuren benutzt werden, wie es leider noch geschieht. Sie machen wohl momentan den Schmelz sehr weiß, zerstören ihn aber nach und nach.

Am sorgfältigsten aber sind diejenigen Präparate zu meiden, welche Alkali- oder Weinsäure enthalten, da sie die Zähne in der kürzesten Zeit zu zerstören im Stande sind.

Frisch bereitete, saue Holzohole ist eines der vorzüglichsten Zahnpflegemittel, weil sie einmal die Zähne weiß macht und zugleich auch geruchstillende Eigenschaften besitzt; sie wirkt sowohl mechanisch als chemisch und reinigt die Oberfläche des Schmelzes infolge der Reibung, ohne ihn zu zerkratzen, wie es leicht härtere Stoffe thun. Ein paar Tropfen Reiben- oder Cassis-Öl können der Holzohole zugesetzt werden, wenn man sie parfümiert liebt.

Für den gewöhnlichen Gebrauch empfiehlt sich auch nachstehendes Zahnpulver:

Schlemmtreide 45 Gr.
Myrrhen (pulver.) 8 Gr.
Komphyr (pulver.) 4 Gr.

Zahnpasten sollten ganz vermieden werden, da sie gewöhnlich mit der Zeit die Zähne gelb färben.

Ein ausgezeichnetes, allen Zwecken genügendes, antiseptisches Mund- und Zahnwasser ist folgendes:

Acid. thymic. 0.25
Acid. benzoic. 3.00
Tinet. Eucalypti 15.0
Alcoh. absolut. 100.0

OL Gaultherian. guttae XXV.

MDS. Ein Kinderlöffel voll auf $\frac{1}{2}$ Weinglas Wasser.



Frühlingskinder.

Zeichnung von A. von Wahl. Gedicht von Adalbert von Hanstein.

Aus dem Nebel grünender Frühlingsau'n
Auf blaudurchblühten Geländen,
Aus dem Duft im wogenden Morgengrau'n
Her treten die kindlichen Frühlingsfrau'n,
Die Blumen in zitternden Händen.

Sie treten daher mit laulosem Gang
Über Gräser und Frühlingstriebe,
Bis den Händchen Blume auf Blume entzant,
Bis Lippe und Auge und Busen trank
Den Lenzduft feimender Liebe.

Lenzstrahlen umfunkeln den lieblichen Früh,
Haarwellen und Schultern muschend,
Bis das träumende Auge sich sehnd erlöß,
Wie die Knospe am schwelenden Blüthenpröß,
Im jauchzenden Frühling entsprechend.

Ist das Zahnfleisch locker und zart, oder zeigt es die Neigung, sich vom Zahn abzuholzen, so dürfte folgende Mischung von Nutzen sein:

Tannin 2,0 Gr.
Myrrhen-Tinctur 24,0 Gr.
Mettaspiritus 60,0 Gr.
Tolu-Tinctur 8,0 Gr.

Diese Ingredienzien müssen bis zur vollständigen Lösung tüchtig durch einander geschüttelt werden.

Werden Zähne dadurch, daß der Schmelz sich verstärkt, braun, so genügt meist leichtes Reiben mit ein wenig Citronensaft auf einer Zahnbürste oder mit einem Streifen Batist, um sie wieder weiß zu machen. Aber dies darf nur selten geschehen, und der Mund muß hinterher sehr gut ausgespült werden. Hat man keinen Citronensaft, so kann auch die innere Seite einer Apfel- oder Orangenschale ähnlich verwendet werden.

Wer stark eissigfaute Speisen liest, muß die Zähne nach der Mahlzeit besonders gut reinigen.

Der Mund ausgespült, was nach jeder Mahlzeit gesehen muß, so reinige man die Zähne mit einer mäßig weichen Bürste unter Zuhilfenahme eines Zahnpulvers.

Kein pulverisiertes Bimsstein mag gelegentlich auch einmal gebracht werden, um der Weinstein-Bildung vorzubürgern; aber man gebrauche ihn nur sehr sparsam und nur mittelst eines Batiststuches oder weicher Wolle. Die Zähne sind darnach in gewöhnlicher Weise zu reinigen und mit Wasser abzuspülen.

Man erinnere sich, daß es ebenso nothwendig ist, am Abend die Zähne gründlich zu reinigen, wie des Morgens. Man bringe die Bürste auch gut hinter die Zähne, denn gerade an der Hinterfläche der Schneidezähne pflegt sich Weinstein sehr gern anzusetzen. Ich will nicht unterlassen zu bemerken, daß auch das Wasser nicht ohne Einsicht auf die Zähne ist. Wasser, das fälsige Bestandtheile enthält, scheint den Zähnen schädlich zu sein.

Niemals darf man einen hohlen Zahn vernachlässigen, selbst wenn er keine Schmerzen verursacht. Kann er nicht mehr mit Plombe gefüllt werden, so muß er entfernt werden. Der Gebrauch des Baches macht die kleine Operation zu einem so leichten und schmerzlosen Prozeß, daß man vor dem Stuhle des Zahnsatzes keine Furcht mehr zu haben braucht. Die Gegenwart eines zerfallenden Zahnes im Munde ist nicht nur unschön, sondern auch eine beständige Gefahr für die gefundenen, benachbarten Zähne. Er bewirkt überreichendes Atmen, hemmt die Verdauung und stört die Gesundheit des ganzen Körpers.

Dr. Schaefer.

Gärtnerei.
Nachdruck verboten.

Die Reseda. — Aus den sonnreichen und regenarmen Gegenden der Verberei und Aegyptens brachten die Franzosen vor circa 150 Jahren die Reseda nach Europa. Durch ihren herrlichen Duft, den Linno einen ambrosischen nennt, machte sie sich schnell beliebt, sodß sie heute sowohl in der Wohnung des Armen als auch im Salon des Reiches und in fast jedem Hausgarten zu finden ist. Wohl wenige Blumen sind so allgemein begehrte wie die Reseda, obwohl ihre äußerst einfache Kultur, besonders die im Zimmer nicht überall bekannt ist.

Sie gedeiht auf jedem Boden, zieht jedoch den trockneren, nach ihrer ursprünglichen Heimat dem feuchten vor. Die Aussaat im Freien auf frisch gebratenem Boden geschieht im Spätherbst, da die Frühjahrsaat häufig nicht ausläuft. Der Same wird ent-

weder gar nicht oder nur sehr leicht mit Erde bedeckt. Während des nächstfolgenden Sommers blühen dann die Pflanzen ohne weitere Pflege unausgesetzt, bis sie der Frost zerstört. Durch das Abschneiden der abgeblühten Stengel kann man den Blumenträchtigkeit noch wesentlich erhöhen.

Da, wo sich die Reseda einmal eingebürgert hat, braucht man für ein wiederholtes Säen nicht mehr zu sorgen, da der Same, sobald er reif ist, aus der, an der Spitze geöffneten Samenkapsel von selbst ausfällt, woraus weit kräftigere und blüthenreichere Pflanzen entstehen, als wenn wir die Aussaat vornehmen. Ein Verplanzen aus dem freien Lande in Töpfen verzögert die Reseda nicht, weshalb man bei der Topf-Kultur auf das Säen allein angewiesen ist. Kräftig entwickelten Samen gewinnt man durch das Ausstreuen der Blütenpulpa, was auch die Samentreise fördert. Da, wie schon bemerkt, der Same leicht von selbst ausfällt, muß man beim Sammeln desselben sehr vorsichtig sein.

Um schöne Topsreseda für den Winterktor zu erziehen, setzt man Ende Juli oder August in Töpfen von circa 12 Cent. oberen Durchmesser, welche mit lockerer, nährhafter Erde angefüllt sind, je 15 bis 20 gut entwickelte Körner, bedeckt diese mit einer sehr dünnen Lage Sand, und stellt die Töpfe an einen schattigen Ort, wo sie vor starken Regengüssen geschützt sind, indem man den Topsballen während der Keimung mäßig feucht hält.

Sind die Pflanzchen ausgegangen und etwa 3 Cent. hoch so erzieht man sie bis auf 6 bis 8 in einem Topf. Sind die Pflanzchen bis zu 4 Cent. Höhe herangewachsen, so nimmt man ihnen die Spitze, damit sie nicht zu früh Blüthen ansetzen. Im October bringt man die Töpfe in's Zimmer, wo sie mäßig feucht zu halten sind, da übergroße Röste den Pflanzen sehr schadet. Obgleich die Reseda zu den einjährigen Pflanzen gehört, kann man sie in Töpfen mehrere Jahre erhalten und durch Schnitt und angemessene Kultur zu Resedabäumchen heranziehen, welche besonders in England sehr beliebt sind. Zu diesem Zwecke setzt man nur wenige Körner in die Mitte des Tops, und läßt von den Sämlingen nur den kräftigsten stehen, den man senkrecht an ein Stäbchen festigt. Alle Seitentriebe und Blüthen werden an denselben im Entstehen unterdrückt, um zunächst den schmutzigen Stamm zu bilden. Hat dieser die gewünschte Höhe von einem Fuß und darüber erreicht, so läßt man zur Bildung der Krone mehrere Zweige an der Spitze sich entwickeln, an denen man ebenfalls, solange die Krone nicht vollkommen ausgebildet ist, alle Blüthen unterdrückt. Alsdann hat man nur noch darauf zu achten, daß die abgestorbenen Blüthen entfernt und die zu dicht stehenden Zweige ausgeschnitten werden. Solche Resedabäumchen haben eine Lebensdauer von 5 bis 6 Jahren und darüber und sind eine Zierde für jedes Zimmer, welches sie jahrelang mit ihrem Wohlgeruch erfüllen. Getrocknet liefern die Resedablüthen ein ausgezeichnetes Mittel, Kleider und Wäsche zu parfümieren.

Ad. v. Drathen.

Briefrappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Linz Torte. — Ich würde für die Mittheilung eines guten Receptes für Linzer Torte sehr dankbar sein, kann mir jemand ein solches angeben?

Einkauf von Leinwand. — Würde eine freundliche Leserin so gefällig sein, mir für den Einkauf von Leinwand einige Anleitung zu geben? Welches Leinenzeug ist zu bevorzugen, worauf hat man zu achten; wie unterscheidet sich Maschinengarn von Handgepimpt?

Antworten.

(Auf die besagten Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Bismarck-Devise (80). — Die „Bismarck-Devise“, welche hier wohl gemeint ist, lautet genau:

„Das Wegeträut sollt lassen flahn.“

Hüte Dich, 's sind Reseln d'ran!“

Dieser Spruch. — Devise kann man ihn nicht nennen, da er niemals im Wappen geführt wurde — ist modernen Ursprungs und beruht außerdem auf mißverständlich Deutung des Bismarckschen Wappens, welches neber Wegeträut noch Rasselblätter, sondern ein Kleebatt und drei Eichenblätter zeigt. So ist das Wappen auch auf dem nach einem Entwurf des Professors Hildebrandt von G. Dulbe in Leder Schnitt ausgeführten Bismarck'schen Stammbaum dargestellt, welchen der Fürst zu seinem letzten Geburtsjahr von einem bekannten Berliner Finanzmann geschenkt erhielt.

Die jetzige Devise des gräflich und fürstlich Bismarckschen Wappens, welche dem Reichslandt bei der Erhebung in den Grafenstand verliehen wurde, lautet. — mit Bezug auf die drei Eichenblätter im Schild. — „In trinitato robur“. (Vergleiche

Hesekiel, „Wappensagen“, S. 18, und desselben Verfassers „Bach vom Grafen Bismarck“.) Prof. A. G.

Prager Schinken (XVI, 216). — Die Verlässlichkeit der Prager Schinken ist in erster Linie den angefuchten jungen und mit großer Vorsicht ernährten Thieren zu verdanken, von denen sie herstammen. Die gleiche Aufmerksamkeit wird aber auch auf das Pökeln und Räuchern gerichtet. Die Keulen des Tags zuvor geschlachteten Schweines reicht man zunächst mit einer für ungefähr zwölf Kilogramm Schinken ausreichenden feingestochenen Mischung von $\frac{1}{2}$ Kilo Salz, 10 Gramm trockenem Salpeter und 30 Gramm Sandiszucker tüchtig ein, bis die Schwarte feucht wird. Dann stößt man den Beinknochen entlang fahrend, einen Löffelstiel tief in's Fleisch und reibt die entstandene Defizie ebenso mit der Peize ein. Derner stößt man 20 Gramm Koriander, 1 Löffel Wachholderbeeren, 5 Gramm Kümmel, packt die gefüllten Keulen in ein passendes Gefäß, streut von dem angegebenen Gewürze, — mit einigen Lorbeerblättern vermischt — über, legt eine zweite Fleischlage auf und bestreut auch diese. Nachdem das Fleisch fest eingedrückt wurde, bringt man einen gut passenden Deckel in das Pökelgefäß und beschwert ihn mit Steinen, damit die Schinken stark gepreßt werden. Schon nach einigen Tagen wird sich eine Pökelbrühe gebildet haben, die nun täglich abgegossen und neu über das Fleisch gefüllt werden muß; es ist daher wünschenswerth, daß das Rauch nahe dem Boden, einen Spund oder Hahn habe, um die Feuchtigkeit ablassen zu können. Die Dauer der Pökelzeit ist von der Größe des Fleischstücke abhängig und variiert zwischen 3—6 Wochen; ist sie beendet, so müssen die Schinken vor dem Räuchern 2—3 Tage in freier Luft hängen und abtrocknen. Das Räuchern selbst geschieht am besten in der Räucherkammer, da hier die Entwicklung des Rauchs regulirt werden kann, was für die Schnadhaftigkeit von Bedeutung ist. Sobald die Oberfläche eine schöne hellbraune Färbung angenommen hat, gilt die Räucherung für genug; es reichen meist 3—4 Wochen aus. Was den Rauch selbst anbetrifft, so dürfen für die Feuerung weder Kohlen noch Torf verwendet werden. Radelreich, namentlich Wachholder, sind am geeignesten, auch darf der Rauch nicht zu heiß sein.

Eisigkuren (72). — Der nach Gudücken mit Salz versetzte Eisig muß zuerst gut gekocht, und dann, nachdem er erkalte ist, auf die Gurken gegeben werden. Ich hatte bis vor Kurzem Gurken, und dieselben waren sehr schön grün und hart.

Wilhelmine S. in Bukarest.
Weilchen (48). — Weilchen-Blätter, wie Spinat zubereitet, geben ein vorzügliches Gemüse. Frau A. K., Augsburg.

Rathschläge.

Allerlei von Kalbsmilch, Schinken, Champignons, Spargel.
Beim Abendessen als Vorpeise, beim Mittagessen als Zwischengericht oder Gemüse zu geben. — Erforderlich sind: 2 Mandeln Spargel, eine $\frac{1}{2}$ Kilo — Büchse eingerollte oder die entsprechende Menge frischer Champignons, $\frac{1}{4}$ Kilo Kalbsmilch, $\frac{1}{4}$ Kilo roher Schinken, $\frac{1}{2}$ Kilo geriebener Parmesanflocke. Die Spargel werden geschält, gebrüht, die Champignons dielschweis geschält, in Butter und Citronensaft steif gemacht, die Kalbsmilch in bekannter Weise gehäutet, gebrüht, weich gekocht und ebenfalls in kleine Stücke geschnitten, der Schinken gewiegt, oder mit scharfem Messer ganz feinstreißig geschnitten. Von $\frac{1}{4}$ Kilo Butter, die mit 2 Löffeln Mehl geflockt, mit Fleischbrühe und wenigem Weißwein verlost, mit Citronensaft geschärft und 2 Eigelben aufgezogen wurde, bereitet man eine feinige Sauce, welche über Champignons, Spargel und Kalbsmilch gefüllt wird, von denen jedes, in gesonderten Casserole, gut durchgekühlt, bis zum Gebrauch heiß erhalten wird. Nun häuft man von dem zu Schinken geschnittenen Weihen von 12 Cent, 2 Löffeln Mehl und $\frac{1}{4}$ Liter Milch 5 Pfannluchen von der Größe der zum Aufrichten zu verwendenden runden Schüssel, legt auf den Boden der selben den ersten Lüch, auf diesen den Schinken, dann den zweiten Lüch, darauf den Käse und wechselt weiter mit Champignons, Kalbsmilch, Spargel und den übrigen Lüchen. Besitzt man einen silbernen Schüsselrand, so gewinnt die vorzüglich seine Speise noch ein besseres Aussehen.

Spargel mit Krebsen. Guter Mittel-Spargel wird, wie oben angegeben, in Salzwasser fertig gemacht, und abgetropft mit folgender Sauce überzogen: $\frac{1}{2}$ Schuß Krebs werden gekocht, Schwänze und Scheren ausgebrochen, die Schalen getrocknet und von diesen mit $\frac{1}{4}$ Kilo Butter eine recht rothe Krebsbutter bereitet. Die Leiber und Schalen locht man weiter mit wenigem Wasser aus, und erhält so eine Spargelbrühe, die zur Sauce verwendet wird. Für diese kocht man einen Löffel Butter mit ebensovielen Mehl, verteilt dies mit der bereiteten Spargelbrühe, schärt mit wenigem Citronensaft und 2 Eigelben ab, gießt zuletzt die Krebsbutter dazu und füllt die Sauce, welche so feinig sein muß, daß sie an dem Spargel haftet, über diesen. Recht appetitlich angerichtet, garniert man die Schüssel oben mit dem Krebsfleische. Im Winter nimmt man eingemachten Spargel und an Stelle der Krebs, Hummer.

Das Einpacken der Gemüse in Töpfen und Gläsern ist an sich sehr einfach und fast immer das Gleiche, dennoch sind zum Gelingen zwei Bedingungen ganz unerlässlich, durchaus frische, gute Gemüse und ein absolut lustdichter Verschluß der Gläser. **Stangen-Spargel:** Gleichmäßig stark, eben geschnitten Spargel wird geschält, zu gleich langen Stangen geschnitten, mit den Köpfen nach oben in die Gläser gestellt und mit reinem Brunnwasser fast vollständig übergossen, sodß unterhalb des Verschlusses etwa ein leerer Raum von 2 Cent. bleibt. Nun stellt man die Gläser, — die Schraube noch nicht fest geschlossen, — in ein passendes Gefäß, das höher als die Gläser sein muß, und füllt dasselbe, bis zum Hals der Gläser, mit kaltem Wasser, dem man einige Hände voll Salz zufügt. Auf das Reuer gestellt, muß das Wasser sich so langsam erhitzen, daß der Siebeduft erst nach zwei Stunden eintritt, hat es dann zehn Minuten ordentlich gekocht und mit ihm der in den Gläsern befindliche Spargel, so schließt man den Verschluß vollständig, zieht den Kessel zurück und läßt die Gläser langsam erkalten. **Brech-Spargel** wird in gleicher Weise behandelt. Grüne Erbsen, am besten des Morgens geplättet, ehe die Sonne sie beschienen hat, werden sofort entkernt, verlesen und müssen in kochendem Wasser einige Male aufwollen; ist dies geschehen, schüttet man sie zum Abtropfen auf ein Sieb. Sobald sie genügend abgekühlt sind, um nicht ein Springen der Gläser befürchten zu müssen, füllt man sie in diese und überzieht sie mit abgelöschtem, schwach gejalzenem, ebenfalls abgeschältem Wasser, schließt den Schraubverschluß und läßt sie eine Stunde kochen und in dem Kessel erkalten. Bohnen und Blumenkohl werden ebenfalls blanchirt und auf dieselbe Art eingemacht wie bei den Erbsen angegeben. Um ein Jerschlagen der Flächen zu vermeiden, ist es gut, sie mit Hen zu umwickeln, auch achtet man beim Einfüllen, daß die Temperatur der Gemüse und des aufgegossenen Wassers keine zu hohe sei und der des Wassers im Kessel entspreche, am besten lauwarm.

E. K.